

# DIE FACKEL

Nr. 712—716

ENDE JANUAR 1926

XXVII. JAHR

## Nachträgliche Republikfeier

*Gesprochen am 9. Dezember vor der Wiener Arbeiterschaft*

Sie hatten mich gerufen und ich bin vor Ihr Herz getreten, das besser vorbereitet war, geistige Eindrücke aufzunehmen als der mißgebildete Verstand; besser als jene glauben, die an Ihrer geistigen Verkürzung tätig sind, indem sie Sie mit der verdorbenen Kost des bürgerlichen Geschmacks beschenken, und die wir doppelt die revolutionäre Pflicht verletzen sehen: indem sie eine Scheinkultur, reif für das Verderben, am Leben erhalten statt sie zu zerstören, und indem sie die wahrhafte, werdende, verhindern statt sie zu fördern. Sie haben mich gerufen, damit wir auf unsere Art das Fest der Republik nachholen, die ja an jedem Tag gefeiert werden kann und an jedem Tag gefeiert werden soll durch die Revolution im Geiste — einer Republik, in der sich sozialistisches Denken auch in der Abschwörung aller Halbheit bekundet, aller tatenlosen Verbindlichkeit, die mehr nach Würde als nach Ehre strebt, und des feigen Gehorsams gegen alle noch nicht umgestürzten Mächte, tyrannischer als die Tyrannen, gefährlicher als die Monarchen, weil die Krone, die sie täglich ihrer Infamie aufsetzen, eine Tarnkappe ist. Wir feiern eine Republik, zu der wir in zweifachem Bekenntnis stehen, gegen die untrennbar miteinander verbündeten Feinde einer freigebornen Menschheit: Krieg und Presse. Wir begehen unsere Republikfeier, nicht zusammengeführt durch eine Vermittlung, die ich nicht mehr für berufen erachte, mich zu Ihnen zu führen und Sie zu mir, weil ihr künstlerisches Walten einen Widersinn bedeutet gegen den revolutionären Begriff, indem es nicht die Fürsorge für die kulturelle Bedürftigkeit und die seelische Empfänglichkeit des Proletariats vorstellt, sondern die Unterstützung eines verkrachenden bürgerlichen Kulturbetriebs mit den seelischen und materiellen Mitteln des Proletariats. Es genügt mir aber nicht, mich selbst der Möglichkeit zu entziehen, weiterhin als geistiger Zierat für so tief antirevolutionäre Bestrebungen zu dienen, sondern ich muß es Ihnen auch sagen, und ich könnte selbst ohne solche Vermittlung dem ehrenvollen Ruf, zu Ihnen zu sprechen, nicht Folge leisten, wenn mein Kommen nicht zugleich der Vorstoß wäre gegen das System und mein Wort nicht der Schlag gegen ein Unwesen von Verbürgerlichung.

Es ist vorhanden, seitdem es nicht mehr vorhanden sein sollte, seit jenem November 1918, der uns mehr bedeutet als ein historisches Datum, mehr als die Gelegenheit, in den Salon der bürgerlichen Kultur eingelassen zu sein, ja in der Hofburg einen Saal mieten zu können zur Feier der Erinnerung, daß sie keinem Kaiser mehr gehört. Wenn rechtssozialistische Politiker, denen heute die kapitalistische Presse auf die Schulter klopfen darf, weil sich mit einem »Sozialisten auf lange Sicht« zusammenleben lasse zum Wohl aller Gesellschaftsschichten — wenn sie die bürgerliche Anerkennung ernten für den »Mut des Geständnisses, man habe sich die Umwandlung der kapitalistischen

in die sozialistische Welt allzu einfach vorgestellt«, so müssen wir leider auch den Mut zu dem weiteren Geständnis haben, daß, wenn es so fortschreitet, sich die Umwandlung der sozialistischen Welt in die kapitalistische ohne Zweifel schneller vollziehen wird. Auf kulturellem Gebiet hat dieser Umsturz beim Umsturz eingesetzt. Denn von da an hat man die unverbrauchte Seele des arbeitenden Menschen, unverbraucht von den Lügen dieser Weltordnung in einem vom Betrug dieser Weltordnung verbrauchten Körper — von da an hat man die Seele, deren Natur doch alle politischen und sozialen Früchte reifen soll, dem Unheil ausgeliefert, dort wo es zu vorbildhaftem Ausdruck auf die Szene tritt, auf die Szene des bürgerlichen Theaters, in welches dem Proletarier Eingang zu ermäßigten Preisen verschafft zu haben man für eine revolutionäre Errungenschaft hält. Aber selbst wenn der Eintritt gratis erfolgte, würde ich darin einen Plan der finstersten Reaktion erkennen, ausgeheckt, um die politische Drohung, um den Ernst der Forderung nach Brot durch Spiele abzulenken, durch Spiele, deren Sinn selbst nichts anderes ist als die Ablenkung des geistigen Anspruchs einer aufstrebenden Menschheit durch die schnöden Tändeleien der herrschenden Gesellschaft. Man hat Sie diesen kulturellen Rückständigkeiten zugeführt, welche mit dem ganzen Trug einer fortgeschrittenen Technik die arglose Naivität noch stärker fesseln als die angestammte Kennerschaft. Sie genießen die parfümierten Ausdünstungen des Bürgergeistes, die man Operetten nennt, die Verlockungen in die Gefühlswelt des Schiebertums, die sinnbetragend mit dem Klingklang des unsterblichen Geldgedankens Ihnen von Woche zu Woche geboten werden als die Erfüllung Ihrer kulturellen Sehnsucht, als der Inhalt eines lichterem Lebens, in das Sie aus dem Arbeitstag hinaufwollen. Und da habe ich in einer Theaterkritik des Parteiorgans, das leider diese Produktion des Verderbens so ausführlich und keineswegs liebloser würdigt als die bürgerliche Presse, deren Kritiker sie doch im Nebenberuf betreiben — da habe ich ausnahmsweise ein Urteil gefunden über ein Stück, von dem gesagt wird, es liefere »Anschauungsunterricht für republikanische, antibürgerliche Überzeugung«:

Wem nicht vor dieser Gesellschaft von Schwachköpfen graust, die sich als Figuren eines Theaterstückes gebärden, wer nicht, nachdem er das Treiben auf der Bühne gesehen, stürmisch nach Abschaffung, nein Ausrottung dieser Gesellschaft verlangt, dem ist nicht zu helfen.

Nun, es war zufällig ein Burgtheaterstück, zu dem die Mitglieder der Kunststelle damals noch keinen Zutritt hatten. Aber die Stücke der anderen Theater sind nicht anders, sind eher noch erbärmlicher geartet, und offenbar also, um den Arbeitern das Grausen vor der Gesellschaft, die da auf der Bühne versammelt ist, gehörig beizubringen, ist es notwendig, daß der Kritiker, der dieses treffende Urteil geschrieben hat, als verantwortlicher Leiter der Kunststelle sie jahraus jahrein zu eben diesen Stücken führt, auf die Gefahr hin, dem sonst verkrachenden Geschäft der Theaterdirektoren, die keine andern zu bieten haben, emporzuhelfen. Nein, wir wollen uns dieses Wohlfahrtswerk nicht durch eine gelegentliche soziaethische Begründung entstellen lassen, sondern die Dinge ansehen, wie sie sind, und die Kunststelle als eine Einrichtung, die ihren Namen von der Aufgabe herleitet, den Arbeitern alles, was sie nicht sehen und nicht hören sollen, an Stelle der Kunst zu bieten! Denn um in ihnen den Wunsch nach Abschaffung dieser bürgerlichen Gesellschaft von Schwachköpfen zu nähren, könnte man sich ja allenfalls noch mit Gratisvorstellungen befreunden — aber sie dafür Entree entrichten zu lassen, erscheint schon aus

dem Grunde nicht praktisch, weil solche Unterstützung nur dazu hilft, die Schaustätten dieser Greuel zu erhalten, die baufälligen Bollwerke der bürgerlichen Kultur vor dem definitiven Krach zu bewahren, der uns immer verheißt wird, aber leider so lange eine Verheißung bleiben dürfte, solange die Kunststelle fortfährt, siebenmal in der Woche das seelische und das materielle Kapital der Arbeiterschaft in diesen bürgerlichen Kunstjammer zu investieren. Sollten Sie wirklich dazu Revolution gemacht haben, um in der Kultur schließlich auf den leeren Plätzen der Bourgeoisie zu sitzen, die sie nicht etwa geräumt hat, weil sie sich vom Nachdrängen der Arbeiterklasse bedroht fühlt, sondern nur weil sie von den Leistungen ihres eigenen Kunstgeschäfts gelangweilt ist? Soll der Strom der Entwicklung ein beliebter Bach sein, an dem Bürger ihre Hütten bauen können, wenn die Landschaft nicht selbst ihnen zu dürftig vorkommt? Dem unvermeidlichen Einwand einer Kulturpolitik, die vor lauter Politik die Kultur versäumt: die Proletarier müßten eben ins Theater gehen, um zur Erhaltung der Theaterproletarier beizutragen, stelle ich die Ansicht entgegen: die neue Gesellschaftsordnung wäre so sicher dem Ruin preisgegeben wie die alte, wenn man sie unter dem Gedanken entstehen ließe, daß der Zweck dem Mittel dient und daß Gott zuerst den Produzenten, nach ihm den Konsumenten und dann etwa den Menschen erschaffen hat. Das ist der Gedanke, der den Menschen in Kriege führt und immer wieder zurück in die alte Welt! Aber ich möchte auch sagen, daß im Umkreis der sozialen Betätigungen, aus denen heute als Folge dieser Widernatur eine Armee von Arbeitslosen hervorgegangen ist, doch unterschieden werden müßte nach der Nützlichkeit der verlassenen Arbeit wie nach der Tauglichkeit zu ihr, und daß da mein soziales und individuelles Mitgefühl weit mehr dem ausgesperrten Metallarbeiter gehört als dem engagementlosen Tenor — mein größtes aber dem Proletarier, der, um solcher Misere vorzubeugen, sich ihn anhören muß. Und wenn die sozialdemokratische Partei die Macht hat, mit der Existenz der organisierten Theaterangestellten auch das Geschäft der Theaterunternehmer sicherzustellen, so bleibt doch die Frage offen, was sie denn verhindert, diese Macht auch noch zum Heil der proletarischen Theaterkonsumenten zu gebrauchen! Hundertfältige Pflichtbindung in politischer und wirtschaftlicher Sorge sollte die Verantwortlichen nicht zur kulturellen Indolenz verurteilen. Hätte der Zwang zur Wachsamkeit für Errungenes, hätte der bewundernswerte Eifer in allen zivilisatorischen Wirksamkeiten für Lebenshaltung und Hygiene, hätte eine sozialpolitische Energie, der doch gerade die bürgerliche Theaterwelt in ihrem Steuerkampf widerstrebt — hätte all dies selbst mit Recht den Dienst für ein proletarisches Kunstwesen in eine Kategorie zweiten Ranges abgewiesen; und wäre es in der Tat heute unmöglich, an die Wiedererrichtung eines Parteitheaters zu schreiten, da der erste Versuch an ein theaterunfähiges und parteiunwürdiges Literatentum preisgegeben wurde: trotz allem bliebe dennoch zu fragen, warum denn auf diesem Gebiete Schaden gestiftet werden muß, wenn schon nicht Nutzen gestiftet werden kann. Warum er denn nicht mit denselben materiellen Mitteln, aber freilich mit größerer geistiger Energie, wenigstens so weit zu stiften wäre, daß man die vorhandene Möglichkeit und die gebotene Gelegenheit benutzt, dem wankenden Kulturgeschäft einer feindlichen Gesellschaft für die pekuniäre Unterstützung doch künstlerische Bedingungen aufzuerlegen und ein Repertoire durchzusetzen, das dem Ziel volkstümlicher Bildung förderlicher wäre als die Taten einer Direktion Beer, für die Wien noch immer operettenbedürftig ist. Mit einem Wort: warum man mit dem Einsatz von hunderttausenden Theaterbesuchern die Chance nicht ergreift, sich zum Intendanten der Wiener Theater aufzuschwingen, statt sich zu deren zweitem Kassierer zu erniedrigen! Und es ist

eine Tatsache, daß dieser leider verlässlichste Teil des Wiener Theaterpublikums von den Direktoren und von den Schauspielern, deren Gewerkschaft sie keineswegs des rechten Bürgersinnes entwöhnt hat, nicht einmal des Danks für wert erachtet wird, dafür, daß man ihnen die Häuser stopft, sondern nur der Geringschätzung nach dem Maß der reduzierten Preise. Nichts ist freilich bequemer, nichts der Würde eines verantwortlichen Kunstleiters wohlthätiger, als sie ohne Kampf einzunehmen und sie auszuüben in dem Bewußtsein, daß man sie hat. Nichts aber auch fahrlässiger und sündhafter, als das, was auf diesem Kunstniveau nun einmal gegeben ist, zu nehmen, jene damit zu beglücken, die das Bessere nicht kennen, und dem kleinbürgerlichen Drang zu den Unterhaltungen und Schaustellungen, zu den Prostituirungen einer verfaulten Gesellschaft, dem Drang, der sich nur zu leicht, der eindrucksfähigen und eindruckswürdigen Gemüter bemächtigt, freien Lauf zu lassen aus dem kulturellen Entbehren. Daß es eben der wahre sittliche Inhalt der Verantwortlichkeit wäre, solchen Drang gar nicht erst aufkommen zu lassen, ihn wo er sich regt zu hemmen und das Erholungsbedürfnis, radikaler als vom Kneipengenuss, von diesen erbärmlichen Surrogaten der Kunst abzulenken; daß ein Sozialismus der künstlerischen Erziehung den Besuch der so beschaffenen Theater erschweren müßte statt erleichtern, wenn er schon nicht imstande wäre, die Produktion zu verbessern — das eben hat man im Kampf um die politischen, sozialen und gewerkschaftlichen Errungenschaften vergessen und wo man sich besann, durch eine Doktrin von der Minderwertigkeit der kulturellen Dinge vergessen wollen. In Zeiten, da die Parteisorge ausschließlich dem Problem des leiblichen Lebens zugewandt sein muß, wäre es eine sittliche Selbstverständlichkeit, zu bekennen, daß die Kunst überhaupt keine Angelegenheit der Volksgemeinschaft sei und somit keine Parteiangelegenheit; daß ein gutes Paar Schuhe zunächst weiter bringe als alle Erziehung zu geistigen Werten. In Zeiten der unmittelbar gefühlten Lebensnot war ich es vor allen, der dieser Ansicht das Wort gesprochen hat, gegenüber jenem schamlosen Anspruch auf Besitztümer einer Kultur, zu denen dem ästhetisch gelaunten Bürger jede innere Beziehung fehlte, die er nicht einmal gesehen hatte und die man doch besser in Brot für eine naturhaftere Menschheit umgesetzt hätte — angesichts einer Wirklichkeit des Elends, der solcher Anspruch weiß Gott ein Hohn war. Vielleicht sind diese Zeiten noch nicht vorbei. Absurd aber ist es, die Kulturversorgung der arbeitenden Menschen zu bejahen, als ein Parteiamt zu bekennen und ihnen dann an jedem Tag der Woche zu zeigen, daß die Welt jenseits der Brotsorge die der »Czardasfürstin« und des »Autowildling« sei, sie dazwischen mit lächerlichen Experimenten moderner Kunstgewerblerei und modernen Literaturpuschertums zu verwirren, sie unter allen Umständen — in der Banalität oder in der Schmockerei, in der Niederung der Operettentänze oder auf der schwindelnden Höhe expressionistischer Regiekünste — teilhaben zu lassen an der inszenierten Herzens— und Geistesöde der alten Welt, und nicht genug an dem, durch den Einsatz so hohen Werts deren Untergang zu prolongieren. Wahrlich, es geht noch über das Opfer der Bluttransfusion, zu der doch kein Abonnement ausgegeben wird; denn es ist eine Art, den Gesunden umzubringen, damit der Kranke sich seiner Krankheit erfreue! Solcher Erkenntnis nun, die dem innersten Fühlen für die beklagenswerten Opfer einer schlechten Kunstpolitik entstammt, dem innersten Widerstreben gegen die geistige Abrüstung der Revolution, gegen die Unnatur einer Verbürgerlichung an der Stelle, wo sie sich am besten ausbildet — solcher Kritik pflegt dann auch eine unleugbare Tatsache entgegengehalten zu werden: das Verdienst um die Arbeiter—Symphoniekonzerte. Aber berührt es nicht als jäher Schauer, die empfängliche Seele der Unverbildeten von

Beethoven zu Kalman gerissen zu sehen? Wie es ja schwerer ist, auf dem musikalischen Gebiet außerhalb der Bühne den rechten Weg zu verfehlen, so ist es auch bequemer, sich an ein hinfälliges Theaterwesen anzulehnen, als aufzustehen und ein neues auf die Beine zu bringen. Schwerer als den Beethoven, der doch gelegentlich vorhanden ist, den Arbeitern zu vermitteln, ist es, den Shakespeare für sie durchzusetzen. Am zweckdienlichsten aber scheint es zu sein, dort wo der Proletarier zu weit in die Operettentheater hätte, den schlammigen Abfluß dieser Betriebe in die Proletarierbezirke zu lenken und sodann »die Aufmerksamkeit der Unterrichtsausschüsse auf diese Neuerung« — so daß das Ideal des Parteitheaters doch wenigstens in dieser Form erstanden wäre und die geistige Versorgung der Arbeiterwelt durch zwei Librettisten per Saison gesichert. Aber ehe Sie mit dem vorliebnehmen, was aus den Garküchen des bürgerlichen Geschmacks Ihnen gegönnt wird und was Sie schmecken müssen, wenn die verwöhnteren Kostgänger nicht mehr zusprechen wollen — sollen Sie lieber zum Hungerstreik entschlossen sein! Und Sie sollen getrost glauben, daß sogar in der Kneipe der Leibesgenüsse Ihre Menschenwürde besser bewahrt bliebe als beim Fusel der neuzeitlichen Operette! Nein, ich könnte darin kein Kennzeichen revolutionärer Gesinnung erblicken, daß man Sie animiert, an den Zerstreuungen der Bourgeoisie teilzunehmen, sich mit den Todfeinden im Gelächter über deren Hanswurst zu begegnen und im Einverständnis der Zoten, mit denen jene, für einen Abend Freigelassene ihrer Heuchelei, die Knechtschaft ihres Geschlechtslebens begrinsen. Nein, die Arbeiter sollen sich den Ekel vor der Gesellschaft von Schwachköpfen auf der Bühne nicht so teuer erkaufen, daß sie sich mit der Gesellschaft von Schwachköpfen im Parkett vertragen. Und sie sollen den Theaterkassen nicht mehr ersetzen, was diesen die Steuer zu einem wahrhaft wohltätigen Zweck entnimmt — solange von den Kulturberatern des Proletariats dessen Machtmittel, die Lustbarkeit im Sinne einer seelischen Erziehung zu veredeln, vergeudet werden. Dem Aufruf:

Parteigenossen!  
Geistige und manuelle Arbeiter!  
Tretet in Massen dem Verein  
sozialdemokratische Kunststelle bei!

entgegne ich mit der Mahnung: lieber in Massen auszutreten — solange diese Massen eine geistige Nahrung erhalten, die die sozialistische Entwicklung seit 1918 zu einem Kulissenzauber macht und allabendlich die Vorstellung bietet eines theatralischen Burgfriedens, als hätte die bürgerliche Gesellschaft, die in der Revolution vor der Arbeiterschaft auf den Knien lag, die Possensschreiber herbeigerufen, um die Sache zu einem guten Ausgang zu bringen!

Aber sind denn bis zum Abend eines Arbeitstages, wo man Ihnen zu den Belustigungen des Bürgertums Zutritt gewährt, nicht Stunden genug, wo Sie sich vom Greuel des kapitalistischen Geistes umfangen fühlen, als ob es keinen verlorenen Krieg gegeben hätte mit politisch grundstürzendem Ende? Daß die bürgerliche Presse die Macht hatte, ihn zu entfesseln, das mußten wir erfahren. Aber daß sie auch unbesiegt aus ihm hervorgegangen ist und frecher denn je die Stirn erhebt, an der das Kreuz der Käuflichkeit gezeichnet steht, daß die Revolution nicht nur keines der Häupter der Hydra, die den Volkskörper umklammert, abgehauen hat, sondern daß sie zahlreicher denn je die Sonne beleidigen — das ist das furchtbare Erlebnis dieser sieben mageren Jahre, fett nur für die Hyänen, die auch das Schlachtfeld des Friedens profita-

bel fanden. Denn es ist der Fluch eines heillosen Mißverständnisses, das der politischen Freiheit von Geburt anhaftet und dessen Opfer sie selbst wird: sie hat auch die Preßfreiheit mit sich gebracht, nicht bedenkend, welche Macht sie damit den Feinden der Freiheit in die gewalttätige Hand liefere und den Parasiten der Freiheit, die ihre ärgern Feinde sind, in die schmutzige Hand; nicht ahnend, welch lebensgefährlichen und welch entehrenden Gebrauch sie davon machen würden. Wer der Arbeiterschaft widerrät, an den Theateramüsemments der Bürgerwelt teilzunehmen, deren Pesthauch die kulturelle und damit die soziale Schöpfung im Keim vernichtet, der hat zehnmahl die Pflicht, vor der Ansteckung durch ihre gedruckte Geistigkeit zu warnen. Fern sei es von mir, alle, die ihr bis heute fern geblieben sind, mit der Schandpresse, welche dieses Wien nun mit Dreck und Lärm verunehrt, erst vertraut zu machen im Sinne jenes Theaterpädagogen: damit sie ein Grausen vor der Geistigkeit empfangen, die sich in ihr spiegelt! Nein, dazu bedarf's nicht des Konsums, und zur Abwehr des Übels genügt nicht die Enthaltung. Auch wo diese Presse nie Aussicht hätte, zur Lektüre zu werden, wie die Operette zur Abendunterhaltung, und wenngleich hier zum Glück kein Kulturfaktor das Abonnement vermittelt, so verpestet sie doch die Luft, in der die Volksseele atmet. Denn die Gefahr dieser Publizistik besteht darin, daß der einzige, der an ihr Wort nicht glaubt, der ist, der es schreibt. Eben darum wirkt sie weit über den Umkreis jener, die sie lesen, und ist unfaßbar wie das Gerücht. Darin eben unterscheidet sich die neue Form der geistigen Korruption noch von der alten, daß diese bloß durch unmittelbare Berührung ansteckend gewirkt hat, jene aber durch die Luft. Sie betrügt durch den Schrei ihrer Titel und die ihn begleitenden Schreie ihrer Kolportage, ja durch das bloße Dasein, das sich selbst auf den Markt schreit und einen Lärm verführt, der im Grunde nur den Kaufpreis für das Schweigen ausruft. Die Existenz dieser Presse ist nicht mehr der Betrug hinter kulturellem Vorwand, sondern die nackte Kriminalität mit dem Werkzeug der Druckerschwärze, ein vervielfältigter Drohbrief; sie stellt als ganze nichts als eine gefährliche Drohung dar, deren sie entweder selbst oder jeder Privatmann sich bedient, um den Nachbarn mit solchem Machtmittel einzuschüchtern und jedes beliebige Unrecht durchzusetzen. Und diese Volksgefahr, die im Gefolge aller Nachkriegsseuchen einer verluderten Moral über uns hereinbrach, muß mit jedem Tage wachsen, an dem die sozialistische Partei nicht mit aller Macht der ihr zu Gebote stehenden moralischen Mittel ihr entgegenwirkt. Die Absonderlichkeit, daß sozialistische Setzer an der Bereitung der geistigen Giftgase mitwirken und noch im Kampfbereich der unmittelbaren politischen Gegnerschaft in der Munitionsfabrik des Feindes arbeiten, wird allmählich doch zu einem Problem der sozialistischen Politik, wenn gleich seiner Lösung das sozialpolitische Problem entgegensteht; sie stellt vielleicht den tragischsten Fall vor zwischen kulturellen und gewerkschaftlichen Interessen, dort wo die kulturellen selbst einen lebenswichtigen politischen Inhalt haben. Aber noch dringender und weit weniger schwierig wäre die prinzipielle und ausnahmslose Bereitschaft zur kulturellen Polemik, der nur jene unseligen taktischen Hindernisse im Weg sein könnten, die es vor einer Menschheitsfrage nicht geben darf. Was man hier vermißt, ist die schonungslose Aufklärungsarbeit einer Parteipublizistik, deren redliches Wollen und richtige Erkenntnis der Gefahr gelegentlich doch Beweise geliefert hat und keinem Zweifel begegnet, vielleicht aber dem Widerstand des offiziellen Parteiwillens. Was man vermißt, ist die leidenschaftliche Bemühung um gesetzliche Reformen, welche die verlassene Gedankenlinie Lassalle'scher Preßächtung aufzunehmen hätten und den Mut bewähren müßten, unter Sicherung des politischen Meinungsrechtes Schluß zu machen mit dem Idol ei-

ner Preßfreiheit, die der Würgengel ist der Freiheit. Seit länger als einem Vierteljahrhundert bin ich der Vorposten dieses wahren Weltkriegs gegen die weltverderbende Gewalt, die die Kriege erzeugt durch die nationale und noch mehr durch die geistige Zurichtung der Menschheit. Ebensolange forme ich Bilder der Abschreckung aus dem Schlamm dieser Bürgerlichkeit und verrichte über alle soziale Politik hinaus das sozialistische Werk der Abkehr von der Hölle, in die die Besitzer dieser Welt sie verwandelt haben. Wie sollten meine Sinne, an solches Greuel gewöhnt, aber davon nicht abgestumpft, sich der Wahrnehmung seiner Zeichen enthalten, wo immer sie ihrer gewahr werden? Und wie sollte ich nicht berechtigt, nicht verpflichtet sein, wie könnten mich taktische Rücksichten hindern, vor der Ansteckung durch eine Geistigkeit zu warnen, deren Inbegriff die Taktik ist und brächte sie auch den Tod? Da ich lieber für den Tod bin, wenn er mich nur von der Taktik befreit, so will ich aussprechen, daß die Führer der sozialdemokratischen Partei, deren ehrenvollste Fahne in den Kampf gegen die bürgerliche Presse führt, mich in dem besonderen Feldzug, den ich gegen das schändlichste Beispiel der bürgerlichen Preßkorruption unternahme, im Stich gelassen haben. Ich meine jene maßgebenden Zauderer, deren politische Devise: Tue rechts und scheue jeden! die Revolution um das Pathos verkürzt hat, und denen das Zeremoniell der neuen Macht über den Inhalt geht, wenn sie es nur zum Wohl aller Gesellschaftsschichten entfalten können. Sie sind weit davon entfernt, die Forderung, die kürzlich in einer Arbeiterversammlung beschlossen wurde, zu erfüllen und mich also in einem Kampf »energisch zu unterstützen«, den dieses Postulat als einen »eminent sittlichen« bezeichnet hat. Darüber beklage ich mich nicht, denn ich bedarf keiner Stärkung durch äußere Hilfe, und das Bewußtsein, daß die antibürgerlichen Massen in dem Ziel dieses Kampfes ihre eigene sittliche Angelegenheit erkennen, ist mir Stütze genug. Aber was ich beklage, ist die entsetzliche Nötigung, diesen eminent sittlichen Kampf auf jene auszudehnen, die es unterlassen, ihn mit gleicher Unerschrockenheit zu führen, und durch die Unterlassung nicht allein das Übel nähren, sondern auch den Anschein, daß sie selbst in seinen Bannkreis geraten seien. Denn es begibt sich jetzt in Wien nichts geringeres, als daß ein durch Fahrlässigkeit oder durch Taktik eingebürgerter Budapester Erpresser die Stadt in seine Tasche kriegt, nachdem er schon die Tasche der Stadt gekriegt hat. Ich spreche von dem Eigentümer der 'Stunde', der es wagen darf, um sein Handwerk, das einen goldenen Boden hat, auch von außen zu verzieren, sich an die Sozialdemokratie anzuschmarotzen. Solche Annäherung wird nun keineswegs mit dem Tritt des rechten Fußes beantwortet, der die von mir ausgegebene Parole: »Hinaus aus Wien mit dem Schuft!« unterstützen und verwirklichen könnte, eine Parole, die uns sogar schon aus dem Ausland widerhallt, das doch kaum bereit wäre, ihn einzubürgern. Ganz im Gegenteil haben sich die maßgebenden und maßvollen Kreise seit einiger Zeit einer bemerklichen Neutralität zugewendet in meinem Krieg gegen die Pestilenz, die über Wien hereingebrochen ist, und diese Haltung nur verlassen, um im Widerspruch zu der Resolution, die in jener Arbeiterversammlung ausgegeben wurde, den Verbreitern der Pest Unterredungen zu gewähren. Nicht minder bedenklich erscheint der Umstand, daß Unterredungen veröffentlicht werden können, die gar nicht stattgefunden haben, und daß diese Lüge, die das Ansehen untadelhafter Sachwalter des Proletariats befleckt, nicht aus der Welt geschafft wird. Ganz wie die infame Behauptung, die Kunststelle habe mich als Vorleser der Arbeiterschaft aufgezwängt, noch zu einer Zeit unwidersprochen blieb, wo sich die Kunststelle bereits überzeugen konnte, daß eher das Gegenteil die Wahrheit sei. Wenn der gebrandmarkte Macher einer Zeitung, die von der Aus-

schrotung des Skandals und von der Bezahlung für das Schweigen lebt, sich solcher Duldung und Förderung erfreut, ja rühmt, so kann immerhin der Anschein entstehen, daß er auch diese Gunst oder Schonung erpreßt habe. Alles möge mir in den Abenteuern dieses Kampfes zustoßen, nur nicht das eine: daß die Zurückhaltung, die ich beklage, mich mit der Antwort bedient, man nehme diesen Kampf eben nicht so wichtig, den Fall nicht so ernst wie ich. Ich würde, da ich die maßgebenden Politiker eines solchen Mangels an Erkenntnis nicht für fähig halte, mich von der Geringfügigkeit meines Kampfes abwenden, um nur noch eine Furcht zu bemerken, die vielleicht größer ist. Diese Furcht kann keineswegs gegründet sein, sicher nicht in einem schlechten Gewissen, allenfalls in Bequemlichkeit, in dem Wunsch, nach der Revolution Ruh zu haben, besonders wenn man noch andere als kulturelle Sorgen hat. Wenn es auch ohneweiters denkbar wäre, daß in dem unübersehbaren Getriebe einer großen Partei, deren Aufgabe zum letzten moralischen Bestand dieser faulen Welt gehört, Mißstände und Mißbräuche vorkommen, ermöglicht durch jenen gefährlichen Anreiz bürgerlicher Neigungen, so wäre es doch nicht denkbar, daß man dem Glauben an die wesentliche Reinheit nicht sofort durch Reinigung genüge, nicht lieber durch das Bekenntnis als durch das Geheimnis. Denn es vermöchte doch selbst in Zeiten der schwersten politischen Bedrängtheit und Beengtheit keine taktische Rücksicht zu geben, die besser und haltbarer wäre als die Taktik des sittlichen Gewissens! Nie könnte etwas geschehen sein, was nicht durch Tat und Wort gutzumachen wäre. Unmöglich hier auszudenken, daß das Wissen statt der Sonne dem Erpresser gehören soll, daß es ein Wertobjekt in der schmutzigsten Hand sein könnte, die mit dem Opfer der Mannhaftigkeit immer weitere Opfer errafft. Politik mag stets ins Gedränge führen, aber nie könnte die Arbeitersache in solche Gesellschaft geraten! Unmöglich die Vorstellung, daß Männer, die hinter den edelsten Blutopfern der Revolution schließlich als Funktionäre der Freiheit hervorgegangen sind, mit dem Schmarotzer der Freiheit ein Geheimnis gemeinsam haben könnten. Wer schweigt, scheint zuzustimmen — mit diesem Ausdruck einer alten Erkenntnis hat ein über jeden Zweifel erhabener Parteimann mein Verlangen gutgeheißen, daß gegen das Übel gesprochen werde. Aber an eine Zustimmung zu dem Schändlichsten, was Wien je erlebt hat, kann kein Gedanke sein, und die Gefahr ist eine andere: es möchte sich der Anschein verbreiten, daß, wer zum Treiben eines Erpressers schweigt, seine Rede fürchtet. Daß es so sei, könnte niemand außer ihm wissen — und das bildet ja das furchtbare Wesen der Erpressung. Daß es so sei, könnte niemand glauben wollen. Daß die Gefahr solchen Anscheins vorhanden ist, daß er vom bürgerlichen Schiefblick behauptet wird, beweise ich aus den leidvollen Erfahrungen alleingeführten Kampfes, beklage ich vor Gott und jeder irdischen Macht! Freilich, wenn der Erpresser von den Machthabern nichts anderes wüßte, als daß sie ihn eingebürgert haben, so wüßte er Arges genug. Aber das wissen wir leider alle! Wäre noch anderes geschehen, so müßte es im Namen der reinsten Sache, im Zeichen des Glaubens an eine Partei, die nicht wie jene Schwesterpartei den Sündenfall in bourgeoise Korruption erlebt hat und welcher äußere wie innere Umstände gewährt haben, sich des Schmutzes wie des Blutes zu enthalten — so müßte es an den Tag, bevor es an die Stunde kommt! Was da verschwiegen würde, könnte nichts bedeuten im Vergleich zu der Torheit, es zu verschweigen und die Pflicht zur Rede gegen das größere Übel an dieses selbst preiszugeben. Das größte wäre des Übels Duldung, die seine Förderung bedeutet. Und wer wäre denn berufener, die Gefahr der Erpressung darzustellen als der, der sie erlebt hat, wenn er nur endlich den Mut gewinnt, die elementarste Preßfreiheit zurückzuerobern, die wahrlich mit noch höherem mo-



ralischen Recht gegen einen Erpresser zu verteidigen ist als gegen einen Staatsanwalt! Der republikanische Schutzbund hat, der republikanischen Pflicht in diesem Sinne eingedenk, von der Parteileitung die energische Unterstützung meines Kampfes gegen die bürgerliche Zeitungsppest und ihren extremsten Fall gefordert, meines Kampfes, der, wie er sagte, ein eminent sittlicher sei. In diesem Sinne fordere ich vom republikanischen Schutzbund, von den Arbeitern, vor die ich immer wieder gern treten werde, um die Republik in jedem Sinne zu feiern: daß sie den Parteivorstand nach den Gründen fragen, die ihn bewogen haben, jenen Beschluß ad acta zu legen, und wie er sich denn seinerseits die Entwicklung einer Angelegenheit denke, in der keine Furcht vor keiner Macht dieses Landes mich hindern wird, bis ans Ende der Gewissenserforschung zu dringen. Daß ich nicht mehr und nicht weniger im Sinne habe, als der Preßhydra das schamloseste ihrer Häupter abzuschlagen und Wien wenigstens von diesem Bekessy — so heißt der Schuft — zu befreien: wissen Sie. Daß ich im Sinne einer politischen Bestrebung nichts anderes will, als die Arbeitersache vor der Besudelung durch eine entartete Freiheit zu bewahren, die empfänglichsten Seelen wie vor den Lügengiften der bürgerlichen Kunst so auch vor dem Verderben durch die bürgerliche Presse: glauben Sie! Der Freiheit, die wir meinen, wären wir nicht wert, wenn wir es bei einem Umsturz bewenden ließen, dem man nachsagen könnte, daß er, erst er, solchem Unwesen zur Existenz verholfen hat! Der Bürgermeister von Wien hat vor meiner Bitte um Entsühnung der Stadt durch ein Wort des Bedauerns, das in einer revolutionierten Welt wahrlich kein Abbruch der Würde wäre, einen diplomatischen Rückzug — und keinen geglückten — in die alte Welt der Formen angetreten. Aber als diese gestürzt ward, als ihre Trümmer rauchten, als noch das Gedächtnis frisch an das Überwundene und meines Anteils an der Überwindung, damals, als Präsident der österreichischen Nationalversammlung, hat er mir »zu dem großen Werk der Reinigung, Versittlichung und Vergeistigung des öffentlichen Lebens« seinen Dank gesagt. Jeder Republikaner werde, so sagte er, dankbar anerkennen, was ich mit meinem Wort »zur Verjagung der alten Gespenster beigetragen« habe. Ich habe ihm, damals, geantwortet: »Vor nichts fürchte sich einer mehr als vor Gespenstern, die man verjagt hat und die noch da sind. Solange wir die Journalisten haben, haben wir sie alle!« Und ich sprach den Wunsch aus, daß die Republik, aus dem Kriegsweh geboren,

die Blutsverwandtschaft erkennend, mit den hinterbliebenen Parasiten der Kaiserzeit wie mit den Mitessern der Revolution ein Ende mache; daß endlich Männerstolz vor Herausgeberthronen einem Gewerbe, welches unter dem ruchlosen Vorwand einer Preßfreiheit das Volk in den Tod lügt, die Maschinen zerbreche. Dann erst — glaube ich, Herr Präsident — werden die Gespenster verjagt sein.

Und wir wollen sie verjagen, alle, die noch da sind und die uns am hellen Mittag erscheinen!

# Notizen

## FESTSTELLUNGEN

Die Störung und der gewalttätige Eingriff durch Herablassung des Vorhangs, deren Motive in der Rede vom 3. Januar dargestellt sind, erfolgten während des Satzes auf S. 14: »Ganz Im Gegenteil haben sich ... Unterredungen zu gewähren«. Nach etwa dreißig Minuten konnte der Vortrag beendet werden und zwar von den Worten auf S. 17 an: »Der republikanische Schutzbund ... « Es konnte sich nur mehr darum handeln, der Rede ihren starken Abschluß zu geben, der die kontrastvolle Haltung des Bürgermeisters in der allgemeinen Frage der Preßkorruption und vor dem besonderen Falle darstellte. Eben jene Stelle war entfallen, die, nur im Druck unentbehrlich, von allem Anfang an für den Zweck der Kürzung in Aussicht genommen war, nicht bloß aus Gründen der Zeitbemessung, sondern auch für den Fall, daß ein sachliches Eingehen auf die Duldung und Begünstigung des Erpressers und auf die Bedenklichkeit ihres Eindrucks doch, vor einem unvorbereiteten Auditorium, zu schwierig erschienen wäre. Der erste Zwischenruf, der den Rat zu enthalten schien, Wahrheiten über Parteiübel lieber vor einem bürgerlichen Publikum zu sagen <sup>1</sup>, hatte mich eher in dem Entschluß bestärkt, ihnen keinen Abbruch zu tun. Da fast eine halbe Stunde verloren war, mußte die Kürzung erfolgen. Wohl konnte sie sich auch aus dem Grunde empfehlen, weil die gebändigte Dummheit (die doch sogar das Wort »anschmarotzen« auf die Opfer solcher Bestrebung bezogen hatte) vielleicht nun die Darstellung der Gefahr eines falschen Anscheins als Verdächtigung aufgefaßt hätte, als die »Verleumdung«, die ich schon vor fünfundzwanzig Jahren begangen habe und deren Motiv ihr ja von schuftiger Seite mit einiger Geschicklichkeit am Tag des Vortrags beigebracht worden war. Aber der ausschließliche Grund der Weglassung war, daß in der einmal gegebenen Atmosphäre selbst vor tausend empfänglichen Hörern eine Sachlichkeit welchen Inhalts immer eine akustische Unmöglichkeit gewesen wäre und nichts wichtiger schien, als den Widerhall in den Gleichempfindenden zu erhalten und die Rede ohne Gefährdung des sinngemäßen Zusammenhangs abzuschließen. Die Unterbrechung durfte keine andere Bedeutung haben als die einer durch ein technisches Hindernis bewirkten Pause und hatte keinen anderen Einfluß. Daß ich »zitternd und leichenblaß« dastand, wie ein beherzter Schmierer beobachtet hat, daran mag schon etwas sein. Wäre der Lüster heruntergefallen, so hätten meine Nerven noch unmutiger reagiert. Aber nur ein Tropf, der vor Furcht verginge, wenn er vor tausend Menschen ungestört und unbedroht den Mund auftun sollte, kann glauben, daß mich auf dem Podium Kleinmut vor einer im Saal vertretenen Dummheit anwandeln könnte und irgendein anderes Gefühl als das für die Wirkungsmöglichkeit, die sich dem, der oben steht und lebt, nach dem Gesetz einer wechselseitigen Akustik mitteilt. Ich traue mir wohl zu, durch das gegensätzlichste Wort die vielen einzelnen zur Einheit zusammenzuschließen. Ist diese durch das Dazwischentreten einer äußeren Gewalt auseinandergefallen, so sind weiß Gott Bedenken am Platz, Meinungskämpfe zu provozieren und in die Niederung einer Debatte abzuleiten, zu deren Partner ich zum Glück nicht taue. Privatgespräche führe ich nicht einmal vor— und nachher, geschweige denn während eines Vortrags. Daß das Pathos des Abschlusses ein »überraschendes Zahmwerden« zeigte, kann nur die leibhaftige Idiotie be-

<sup>1</sup> Siehe S. 76 unten. [KK] Seite 50 in meiner Ausgabe

haupten, die für solche Fälle das Klischee vorbereitet hat. Aber tatsächlich stammt die Behauptung von einem Berichterstatter, der nicht dabei war und sich's nur in übertriebener Gewissenhaftigkeit so vorgestellt hat. Eine Abschwächung war bei vorbereitetem Text gar nicht möglich noch konnte sie aus einer Weglassung, von der auch der hellste Kopf nichts merken konnte, hervorgehen. Während ich sonst Stellen im Druck, die in der Rede weggelassen waren, nicht zu bezeichnen pflege, schließt diesmal eine Pflicht zu wahrheitsgetreuer Berichterstattung, die andernorts vernachlässigt oder verhöhnt wurde, auch solche Angabe mit ein. Unter Eid würde keiner der Preßlügner zu wiederholen wagen, daß der wiederaufgenommenen Rede in Wort und Ton eine Spur von Einschüchterung anzumerken war. Die dreißig Minuten waren ausgefüllt mit dem Protest des Publikums gegen die Machthaber des Vorhangs und hinter diesem mit dem Geheul der Funktionäre, die auf die Bühne gestürzt waren und die ich kurz vorher als Begrüßer kennengelernt hatte. Ein Reporter glaubte, durch den Vorhang meine »Stentorstimme« zu hören. Aber da hätte er mit mehr Recht festgestellt, daß ich kleinlaut war, weil es mir natürlich nicht in den Sinn gekommen ist, dem Anfall, den ich als technischen Zufall empfand, mit einem Sterbenswort zu entgegnen. Dagegen lauschte ich den geistesstarken Argumenten der Parteitheaterangestellten wie etwa: »Der Doktor Adler, der hat Ihna erkannt!«, und konnte gleichfalls erkennen, daß hier die Verleumdungsarie versucht wurde, die das Grammophon eines Schufts an dem gleichen Tage eigens für Favoriten geboten hatte; nämlich nicht die, die mich verleumdet, sondern die behauptet, daß ich vor einem Vierteljahrhundert von der Arbeiter—Zeitung ein Verleumder genannt wurde. Man hat es, da man doch in der Zwischenzeit so gründlich die Meinung über mich geändert hat, bisher nicht für nötig erachtet, das immer wieder zum Ausspülen gebrauchte Zitat dem schmutzigsten Munde Wiens zu verleiden. Man ist enttäuscht, weil ich meine Überzeugung über eine »Parteidisziplin« stelle, die zu halten — ich habe andere Sorgen — ich niemandem zugeschworen habe; aber an der Ausschrotung des verjährten Gegensatzes stößt eben sie sich keineswegs. Sollte das Zitat noch einmal ungestraft verwendet werden, so könnte ich mich (»Ich bitt', ich bin das nicht g'wöhnt, ich hab' ohnedem z'viel Temperament«, sagt Nestroys Judith) dazu hinreißen lassen, die Artikel der Fackel wieder abzudrucken, durch die ich die Arbeiter—Zeitung verleumdet habe, nebst den Artikeln der Arbeiter—Zeitung, in denen sie es nachgewiesen hat. (Denn: »Ich möcht' mich einmal mit mir selbst zusammenhetzen, nur um zu sehn, wer der Stärkere is, ich oder ich«, sagt Nestroys Holofernes.) Ich habe eine bewegte Vergangenheit, über die etliche von einander verschiedene Leumundsnoten bestehen, ohne daß ich mich bemüht hätte, mir die günstigeren zu verschaffen. Nicht bei allem, was je in der Fackel gedruckt war, verweilt wohlgefällig meine Erinnerung. Doch die Seite, der der Ruf entsprang, daß ich ein »Verleumder« sei, war nicht gerade meine schwächste, so daß ich da so etwas wie das G'fühl hätte, in die Erd' sinken zu müssen. Mit Franz Joseph (dem in der Kapuzinergruft etwas abzubitten nur der bedingte Vorsatz für den Fall war, daß ich die Freiheit einem Revolverjournalisten verdanken sollte) habe ich nicht nur den Hang zu unermüdlicher Arbeit gemeinsam, sondern auch das Verhängnis, daß mir nichts erspart bleibt. Trotzdem hoffe ich sehr, daß mir eine Dekomposition der Verleumdungsarie, die mich so gut als deren Subjekt wie als deren Objekt herausstellen würde, erspart bleiben wird. Der ungestrafte Verwender hat ganz recht mit der Meinung, daß es heute wie damals ist: damals habe ich verleumdet, indem ich die Inserate von Aktiengesellschaften unerlaubt fand, heute verleumde ich, indem ich die Duldung eines Erpressers bedenklich finde. Gleichartig ist auch die Erkenntnis,

wie wenig man auf der Stelle erreichen kann, die Schwierigkeit, die dem reinen sozialistischen Gedanken gemäßen und dem Glauben an die reinste Sache entstammten Forderungen durchzusetzen. Das ist mit den Inseraten schließlich geglückt und wird hoffentlich mit dem Erpresser auch noch gelingen. Nur darin hat er nicht recht, daß er behauptet, ich hätte, »ganz in der Art eines Revolverjournalisten, der mit erhobenem Zeigefinger vor seinem 'Material' steht, den Sozialdemokraten sagen lassen«, daß ich »auf sie etwas wisse«. Woher der Bekessy weiß, wie sich ein Revolverjournalist benimmt, ist mir einfach rätselhaft. »Material« jedoch habe ich nur gegen ihn und nur an ihm versuche ich eine Erpressung, um ihn zu einem Entschluß zu bewegen, mit dessen Ausführung er sich um Wien große Verdienste erwerben würde. Der Sozialdemokratie habe ich gar nichts sagen lassen und auf sie weiß ich gar nichts, nicht einmal, daß Herr Bekessy auf sie etwas weiß, was bestimmt nicht wahr wäre; bloß das eine weiß ich auf sie und das ist allerdings wahr und furchtbar: daß sie, selbst auf die Gefahr hin, diesen mißlichen Anschein zu nähren, aus irgendeinem Grunde falscher Politik gegen einen Erpresser versagt und dem ärgsten Greuel, das die Stadt je erlebt hat, zum Wachstum verhilft. Jener versucht zu enthüllen, daß sich innerhalb einer so großen Zeitstrecke an meinem Radikalismus nichts verändert hat. Soweit diese Beharrlichkeit sich auf die Tatsache Liebknecht bezieht, die ja aus der Fackel nicht ganz hervorgeht, bin ich ihm für die Hilfe dankbar. Die Bestätigung durch die Inseratenkampagne würde ich für überflüssig und unerfreulich halten und sie sollte besser den Lesern der alten Bände überlassen bleiben, die sich ja ein Urteil über Art und Maß meines verleumderischen Vorgehens bilden können. Der schicksalshafte Zusammenschluß, der nach einem Vierteljahrhundert mich auch wieder als den Überschätzer der Presse zeigt, wird zu hinreichender Anschaulichkeit gelangen, wenn ich meine Beziehung zu dem Führer der deutschen Sozialdemokratie darstellen werde und meinen von ihm mit Verachtung zurückgewiesenen Versuch, ihn aus gekränkter Eitelkeit gegen die österreichische Sozialdemokratie aufzuhetzen, und unheimlicherweise wird sich auch da schon das Thema der Presse mit dem Thema der Kunstpolitik verknüpft zeigen.

\* \* \*

So gelogen wurde noch nie, seitdem es die Einrichtung gibt. Und auf eine Art, der im Dickicht von Tatsache und Meinung mit dem Berichtigungsparagraphen, mindestens bei dessen heutiger richterlicher Handhabung, nicht beizukommen wäre, wenn anders man in solchem Fall die Neigung hätte, dem Ungeziefer diese Ehre zu erweisen. Der Originalbericht des 'Neuen Wiener Journals' ist dadurch interessant, daß hier nicht etwa einer, der dabei war, das Gegenteil der Wahrheit geschrieben hat. Vielmehr hat die Methode, die Schere phantasieren zu lassen und die Lügen eines andern Blattes zu entstellen, hier eine Leistung ergeben, die als der Rekord journalistischen Könnens Satz für Satz aufhebenswert wäre. Denn Satz für Satz ließe sich nachweisen, wie der Sudler, der mit der Arbeit beauftragt wurde, das gefundene Fressen der Unwahrheit mit den Zutaten seiner Erfindung garniert hat, und wenn er frei resümiert, daß ich »von den Arbeitern ausgepiffen wurde«, so kann sich der Leser nicht einmal vorstellen, daß es das Gegenteil der Wahrheit sei, geschweige denn ihr tausendfaches Gegenteil. Ist es nicht auch durchaus plausibel, daß ein Vortragender in solcher Situation totenbleich da steht und da er wieder sprechen kann, »plötzlich überraschend zahm« wird? Voran geht der jokose Einfall, ich hätte »bei den bürgerlichen Parteien vor Jahren aufs gründlichste abgewirtschaftet« und hierauf, um »bei den Sozial-

demokraten festen Fuß zu fassen«, mich »schnurstracks in die Höhle des Löwen begeben«, woselbst ich sie angriff. Das war natürlich ein ungemäßes Mittel, um zum Ziele zu gelangen, und der Mißgriff ist offenbar nur so zu erklären, daß ich »anscheinend ganz vergessen hatte, zu wem ich sprach« und daß mir »jetzt erst zum Bewußtsein kam, was ich angerichtet hatte«. Der Versuch also, bei den Sozialdemokraten festen Fuß zu fassen, war mißlungen, ich war blamiert, und nun werden »alle Bemühungen, meine Entgleisung bei der Partei irgendwie zu korrigieren« aufgeboten, es ist aber »nicht unwahrscheinlich«, daß sie scheitern werden. Mein Ehrgeiz war es — bekanntlich — in meinen Jugendjahren, »in der Redaktion eines bürgerlichen Blattes arbeiten zu dürfen«, dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung und dies mag die Ursache gewesen sein, daß ich mir später das Ziel der Arbeiter—Zeitung gesetzt habe. »Auch dieses Ziel scheint nach dem vorgestrigen Skandal in unerreichbare Ferne gerückt zu sein«, und da erhebt sich die Frage: was nun? Wahrscheinlich wird nichts übrig bleiben, als es wieder mit den bürgerlichen Parteien zu versuchen und am Ende zu Lippowitz, der bei ihnen noch wirtschaftet, ins Ausgedinge zu gehen.

\*

Neben dem 'Neuen Wiener Journal' wurde diesmal die 'Stunde' zur Quelle der Wahrheitsforschung. Nur bezüglich des Vortrags selbst verließ sie sich auf Mutmaßungen.

Als Karl Kraus aber *den Versuch machte*, die Kunststelle der sozialdemokratischen Partei anzuklagen, als er *sich wegen zu geringer Wertschätzung seiner Person beschwerte*, als er *namentlich Shakespeare und sich auf eine Stufe stellte*, da erscholl stürmischer Widerspruch.

Ja, das konnten sich die Arbeiter unmöglich in ihrem eigenen Heim gefallen lassen. Und doch war ich noch immer zurückhaltender als ein bei der Revolution freilich weit beliebter Autor, dessen Scherze auch an bürgerlichen Tafelrunden goutiert werden und von dessen letztem gelungenen Streich mir die Zuschrift eines amerikanischen Lesers Kunde gibt:

Ein *Shaw*—Wort, das neuestens von unseren Zeitungen mit hörbarem Schmatzen dem verständnisinnigen Grinsen der amerikanischen Gegenwart vermittelt wird:

»Mit der einzigen Ausnahme Homers gibt es keinen berühmten Schriftsteller, nicht einmal den Sir Walter Scott, den ich so ganz und gar verachte wie Shakespeare, wenn ich meinen Geist gegen den seinen messe. Es wäre mir geradezu eine Erleichterung, wenn ich ihn ausgraben und mit Steinen bewerfen könnte.«

Ein ähnliches Gelüste dürfte mithin Trebitsch gegen Schlegel und Tieck empfinden. Jedenfalls sieht man, daß der Spitzgreis es sich nicht einfallen ließe, sich mit Shakespeare auf eine Stufe zu stellen (wenn er seinen Geist gegen dessen, Geist mißt); er wäre im Gegensatz zu mir geradezu bescheiden, wenn er es täte. Ob ich es in meiner Rede getan habe? Ich habe im Lärm mein eigenes Wort nicht gehört und eben dieses dürfte der Vergleich mit Shakespeare gewesen sein. Da es in der 'Stunde' steht und von mir nicht berichtet wurde, so muß ich's glauben. Bekessy läßt auf Shakespeare bekanntlich nichts kommen und duldet nicht, daß ich mich an ihn anschmarotze. Seiner Sendung Amt ließ manches ihn erleben hier in Wien — aber das verträgt er denn doch nicht.

---

## VON INFORMIERTER SEITE

Auf welche Art sich die sozialdemokratische Kunststelle als die »informierte Seite« der bürgerlichen Presse zur Geltung gebracht hat, davon hätte der Leser der Rede vom 3. Januar nur eine ungenaue Vorstellung, wenn er nicht das Ganze zu Gesicht bekäme, das schon wegen des typographischen Bildes verdient hierher gesetzt zu werden:

'Wiener Allgemeine Zeitung', 12. Dezember:

### *Was leistet die »Kunststelle«?*

Es hat einiges Aufsehen verursacht, als vorgestern Karl Kraus im Favoritner Arbeiterheim eine Nachfeier *zum Fest der Republik* zu Ausfällen gegen die Leitung der sozialdemokratischen *Kunststelle* benützen zu sollen glaubte. Wir haben gestern über die unzweideutige Ablehnung, die dieser Versuch von den Hörern erfahren hat, berichtet. Heute können wir einen Rückblick über die Darbietungen der Kunststelle in der Saison 1924 — 1925 bieten, der

### **von informierter Seite**

stammend, beweist, wie wenig berechtigt eine abfällige Kritik der Leistungen dieser Körperschaft ist.

**Im vorigen Spieljahr sind an sämtlichen Wiener Bühnen 1118 Vorstellungen für die Kunststelle veranstaltet worden. Sie waren von 373.000 Mitgliedern besucht.**

Der Spielplan umfaßte von den Klassikern bis zu den Modernsten viele hervorragenden Dramatiker. An klassischen Stücken wurden geboten: »Faust«, »Götz«, Kabale und Liebe«, »Wallenstein«, »Marla Stuart« (elf Mal!), »Des Meeres und der Liebe Wellen«, »Emilia Galotti«, »Sarah Sampson«, »Napoleon« von Grabbe (acht Mal).

**Für Shaws »Heilige Johanna« wurden 16.500 Karten ausgegeben.**

Damit hätten *nicht weniger als sechzehn ausverkaufte Häuser des Volkstheaters* gefüllt werden können. Daß »Antonia« über 100 Mal für die Kunststelle gespielt worden ist, beweist *das Interesse für unverfälschtes Theater* und bedeutende schauspielerische Leistungen.

**Auch Wedekinds »Franziska« konnte 29 Mal gegeben werden.**

An den Bundestheatern fanden nur 21 Vorstellungen statt, doch will man in diesem Spieljahr eine wesentliche Erhöhung dieser Zahl erreichen.

Neben den Theatervorstellungen fanden

### **15 Arbeiter—Symphonie—Konzerte**

vor 27.000 Mitgliedern statt. Diese Konzerte konnten das 20. Jahr ihres Bestandes feiern. Verschiedene musikalische Werke gelangten bei diesem Zyklus zu *Uraufführungen*. Ein von der Kunststelle ins Leben gerufener *Singverein* und ein *Sprechchor* haben sich dabei erfolgreich betätigt.

Doch nicht nur zur dramatischen und musikalischen, auch zur bildenden Kunst war die Kunststelle ihren Mitgliedern eine Führerin.

Über 50 Besuche unter fachkundiger Leitung haben 2100 Teilnehmer in *Galerien* und

### **Bilderausstellungen**

geführt. Überdies wurde unter der Devise »Kunst ins Volk« eine eigene Ausstellung veranstaltet, bei der zahlreiche Gemälde an Mitglieder der Organisation verkauft werden konnten. Auch wurden zwei Konzertakademien und zwei Vorlesungen abgehalten. Die eine von Ernst *Toller* im Großen Konzerthausaale vor 2000 Hörern, die zweite in einem Saal der Hofburg

**vor 700 Hörern von — Karl Kraus,**

dessen Kritik es die Kunststelle zuzuschreiben hat, daß ihre Leistungen im letzten Spieljahr hier eine Würdigung gefunden haben.

Sie hat es ihr zuzuschreiben. Man beachte — wenn man von Zahlen nicht so überwältigt ist, daß man das Nachzählen vergißt — insbesondere, daß die informierte Seite die über 100 Aufführungen der »Antonia« nicht fett drucken läßt, sondern durch ein spationiertes Interesse für unverfälschtes Theater entschuldigt. Und nun sehe man, wie die typographische Nachbildung — was den Schlager der Schlußpointe betrifft — auch im Wege des Berichtigungsgesetzes gelingen kann, wenn ein Erfassen aller Möglichkeiten zwischen Stil und Lettern am Werke ist:

'Wiener Allgemeine Zeitung', 24. Dezember:

### **Karl Kraus hat nicht für die Kunststelle gelesen**

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Auf Grund der beiliegenden Vollmacht verlange ich gemäß § 23 des Preßgesetzes im Vollmachtsnamen des Herrn Karl Kraus die Aufnahme der nachfolgenden Berichtigung der am Samstag, den 12. Dezember 1925, unter dem Titel »*Was leistet die Kunststelle*« mitgeteilten, ihn betreffenden Tatsachen in der ersten oder zweiten nach dem Einlangen erscheinenden Nummer, und zwar in der gleichen, teilweise normalen, teilweise fetten Druckschrift:

Sie schrieben, daß die Kunststelle in der Saison 1924 bis 1925 zwei Vorlesungen abgehalten hat, »die zweite in einem Saal der Hofburg

**vor 700 Hörern von — Karl Kraus«.**

Es ist *unwahr*, daß die Kunststelle in der Saison 1924 bis 1925 vor 700 Hörern eine Vorlesung von — Karl Kraus abgehalten hat, wahr ist, daß die Kunststelle in der Saison 1924 bis 1925

**keine Vorlesung von — Karl Kraus**

abgehalten hat. Wahr ist, daß die Vorlesung von Karl Kraus, in der Hofburg am 1. Mai 1925 vor 700 Hörern *nicht von der Kunststelle veranstaltet* wurde, wahr ist, daß Karl Kraus, von der Kunststelle eingeladen, am 1. Mai im Rahmen ihrer Veranstaltungen eine Vorlesung zu halten, dies ausdrücklich *abgelehnt* und seine Bereitschaft, *vor den Wiener Arbeitern zu lesen, von der Erfüllung der Bedingung abhängig gemacht hat, daß die Kunststelle nicht die Veranstalterin sei*. Wahr ist, daß die Bedingung von der Kunststelle vollauf erfüllt und auf den vorbereiteten Karten das Wort »Kunststelle« mit einer Stampiglie überdruckt wurde.

Dr. Oskar Samek

## KUNDGEBUNGEN

Seit der Vorlesung des an die Kunststelle gerichteten Schreibens sind — als Beweis dafür, daß ich durch die Kunststelle der Arbeiterschaft aufge-  
drängt wurde und also ohne die Vermittlung jener ein Zugang zu dieser un-  
denkbar wäre — die folgenden Kundgebungen eingelangt. Ihr Abdruck bliebe  
der Eitelkeit versagt, wenn ihn die Verlogenheit nicht erzwungen hätte.

Aus den Zuschriften, durch die der Vortrag im Favoritner Arbeiterheim  
angeregt wurde:

11. November

— — Nehmen Sie es mit nicht übel, wenn ich an Sie, namens der  
*Bezirksorganisation Wieden und seines Vorstandes*, mit der Bitte  
um Abhaltung eines Vortrages für die Genossen des Bezirkes Wie-  
den herantrete. Wir halten es für unsere Pflicht, dies zu tun, da  
wir davon tief überzeugt sind, daß die revolutionäre Kraft und  
Geistigkeit eines ... der Arbeiterschaft für ihren Befreiungskampf  
notwendig ist, ja, daß die geistige Revolution des Proletariats nur  
auf dem von ... gewiesenen Wege erfolgen kann. Weil wir dies wis-  
sen, bitten wir ... der sich der Arbeiterschaft *nie* »aufgedrängt«  
hat, sondern von ihr in den Vorlesungen, die er ihr gehalten hat,  
immer mit Jubel und Dankbarkeit empfangen wurde, bei uns vor-  
zutragen.

— — Da wir wissen, daß Sie, hochverehrter Herr K., den Erlös aus  
derartigen Veranstaltungen wohltätigen Zwecken widmen, bitten  
wir Sie, falls Sie die Vorlesung abhalten sollten, das Wiedner  
Wohlfahrtswerk »Sozietas« und den Republikanischen Schutzbund  
Gruppe Wieden bedenken zu wollen. Wir werden aber auch eine  
andere Entscheidung Ihrerseits respektieren.

— — Noch einmal die Bitte um eine Vorlesung wiederholend,  
zeichne ich, mit dem Ausdrucke der größten Verehrung und Hoch-  
achtung

B. Fantner

18. November

— — Ferner erlaube ich mir, Sie, hochverehrter Herr K., auch im  
Namen des Republikanischen Schutzbundes von Favoriten, der  
mich hierzu autorisiert hat, um Abhaltung der bereits erbetenen  
Vorlesung nochmals zu ersuchen. Der Vortrag würde demnach von  
der Wieden und dem Bezirke Favoriten, dem größten Wiener Ar-  
beiterbezirke, veranstaltet sein und im großen Saale des Favorit-  
ner Arbeiterheims stattfinden, der für circa 1150 Personen Sitz-  
plätze hat. Es wäre für die Organisationen beider Bezirke eine  
große Ehre, wenn ... ihrer Einladung entsprechen würde! — —

Dieser Zuschrift schloß sich eine besondere Einladung des Republikanischen  
Schutzbundes Favoriten an. Es folgten:



20. November

Durch Zufall gelangt uns zur Kenntnis, daß bereits viele Organisationen an Sie mit der herzlichen Bitte um eine Vorlesung 'herangetreten sind, und wir beeilen uns, auch für die Mitglieder unserer unterfertigten Organisation das gleiche Ansuchen zu unterbreiten. Viele von uns kennen schon Ihr edles und furchtloses <sup>1</sup> Wirken, aber leider noch viel zu wenigen ist dieses bekannt und es wäre abermals ein großes Verdienst um den rascheren Fortschritt der Kultur und der revolutionären Entwicklung, wenn Sie selbst weit öfter als bisher zur Arbeiterschaft sprechen und aus Ihren hohen Werken vorlesen würden! — —

Republikanischer Schutzbund, Ortsg. Wien XIV

— —

20. November

— — Wir erfahren, daß von vielen Seiten an Sie die Bitte ergeht, vor den Arbeitern und Angestellten Wiens eine besondere Vorlesung zu halten.

Wir brauchen wohl nicht zu betonen, daß unter den sozialdemokratischen Bankangestellten viele mit Bewunderung und Dank Ihren unermüdlichen Kampf gegen alle Feinde der Arbeiterklasse, *insbesondere deren mächtigsten Feind, die feile Presse*, begleiten. Die Vereinigung, die Tausende von Bankangestellten in den Wiener Kreditinstituten umfaßt, hofft, daß es ihr durch Zuteilung einer genügenden Anzahl von Karten möglich sein wird, auch bei dieser Vorlesung Ihre große Kunst bewundern zu können, mit der Sie stets zum begeisterten Kampfe gegen Dummheit, Unverstand und Bosheit aufrufen.

Vereinigung der  
sozialdemokratischen Bankangestellten.

— —

21. November

Dem uns soeben bekanntwerdenden Schritte vieler Bezirke, Sie um die Abhaltung einiger nur der Wiener Arbeiterschaft gewidmeten Vorlesungen zu bitten, schließen wir uns mit Vorliegendem für die höflichst unterfertigte Organisation mit Freuden an! Sind doch Ihre beispiellosen Verdienste auf dem Gebiete der österreichischen Freiheitskämpfe noch leider viel zu wenig bekannt und es muß endlich alles daran gesetzt werden, Ihren Namen und Ihre unvergänglichen Werke gegen den unglückseligen Militarismus jedem einzelnen Republikaner zur ehesten und verdienten Würdigung zu vermitteln! — ——

Verband der  
sozialistischen Arbeiterjugend  
Deutschösterreichs  
Gruppe Alsergrund

21. November

Der unterfertigten Organisation wird soeben bekannt, daß, in aufrichtigster Würdigung Ihrer großen Verdienste um die Befreiung aller arbeitenden Menschen vom Joche der kapitalistischen Vor-

---

1 Kein Druckfehler.

herrschaft, bereits von mehreren Seiten an Sie die Bitte gestellt wurde, eine besondere und in großem Rahmen gehaltene Vorlesung zu veranstalten.

Da in unseren Reihen viele stehen, welche Ihre Bedeutung glücklicherweise bereits kennen, andererseits aber auch gewiß vielen diese erst zur Kenntnis gebracht werden soll, bitten wir auch unsererseits um eheste Veranstaltung eines solchen Vortragsabends, zu welchem wir uns eine größere Kartenanzahl mit Freude und Bestimmtheit erhoffen.

Bund der Bank— und Sparkassen—  
Gehilfen der Republik Österreich

— —

24. November

Gestatten Sie, daß wir uns mit diesen Zeilen den Bruderorganisationen und Gewerkschaften der einzelnen Wiener Bezirke anschließen, welche Sie, hochgeehrter Herr, bereits auf schriftlichem Wege um die Abhaltung, einer großen, nur für die Wiener Arbeiterschaft bestimmten Vorlesung ersucht haben.

Wir kennen Ihr beispiellos edles, dem Wohle des Proletariats und der Freiheit des Landes gewidmetes Wirken, viele Ihrer Dichtungen und Bücher sind uns bekannt und manche davon werden auch mit Eifer von unseren politischen Kolporteurs verbreitet. Wir danken Ihnen für Ihren jahrzehntelangen Kampf gegen die Preßkorruption und gegen die alten monarchistischen Gewalten und wir hoffen, daß Ihre Tat und Ihr hohes Ziel endlich allen arbeitenden Menschen zu deren eigenem Wohl und Heil bekannt werde!

Republikanischer Schutzbund Wien

Ortsgruppe Innere Stadt

Arbeitel

30. November

Leider erhalten wir erst heute die Mitteilung, daß Sie, hochgeehrter Herr, auf besonderes Ansuchen einiger Bezirke Ihre Bereitwilligkeit erklärten, aus Ihren eigenen Schriften zu Gunsten der Wiener Arbeiterschaft und ausschließlich für diese Vorlesungen zu veranstalten, deren hohen künstlerischen und, allem voran, auch politischen Wert wir aus den letzten zwei Jahrzehnten unserer Stadt schon kennen.

Wenn wir uns heute diesem vielfachen Verlangen anschließen und Sie auch einladen, das Proletariat des dritten Wiener Bezirkes an Ihrer Kunst teilnehmen zu lassen und auch uns einen Abend zu widmen, so gestatten wir uns zugleich diesen Anlaß auch dazu zu benützen, Ihnen für all das, was Sie für unseren großen *Kulturkampf* schon getan und wie Sie das Leid aller Bedrückten bisher zu dem Ihren machten, innigst zu danken!

Wir wissen aber auch, daß Sie unermüdlich Armen und Notleidenden, Kranken und Blinden beistehen und dieser wahrhaft sozialen Tätigkeit schon gewaltige Summen widmeten! Auch dafür unseren direkten Dank!

Wenn es nicht mehr möglich sein sollte, daß wir noch für die in der Arbeiter—Zeitung angekündigte, am 9. Dezember im Favoritner Arbeiterheim stattfindende Vorlesung Karten erhalten kön-

nen, so bitten wir uns doch wenigstens für die nächste Veranstaltung, die hoffentlich noch in diesem Jahre zu erwarten ist, mit einer genügenden Zahl solcher zu bedenken.

In dieser Erwartung und mit dem Ausdruck besonderer Hochachtung zeichnet

Sekretariat der sozialdemokratischen Partei  
im III. Bezirke  
Obmann Anton Kohl, Gemeinderat.

30. November

Sowohl aus der Ankündigung der Arbeiter—Zeitung vom 28. November wie auch aus den Mitteilungen verschiedener Genossen entnehmen wir, *daß Sie endlich den direkten Kontakt mit der Arbeiterschaft fanden*, indem einige Organisationen mit der erfolgreichen Bitte um eine Vorlesung an Sie herantraten, welche Sie mit so beglückender Bereitwilligkeit erfüllten.

Gestatten Sie auch der unterfertigten Organisation, sich dieser Ihnen aus allen Wiener Bezirken entgegnetönenden Bitte anzuschließen, damit allen jenen, die Ihre revolutionären Werke und Ihre wahrhaft freiheitliche Gesinnung noch nicht kennen, diese in der wirksamsten Art, aus Ihrem eigenen Munde, vermittelt werden.

Wir bitten Sie, hochgeehrter Herr, an einem von Ihnen zu bestimmenden Tage im Jänner nächsten Jahres im großen Saale des Verbandsheimes, VI., Königseggasse 10, eine Vorlesung zu halten, deren Thema wir Ihnen überlassen. In der sicheren Erwartung — —

Arbeiterbildungsverein Wien  
Unterrichtsorganisation für den VI. Bezirk

— —

Desgleichen von der Jugendorganisation der sozialdemokratischen Partei XIX, vom Arbeiter—Abstinerten—Bund (Sektion jugendl. Arbeiter) Alsergrund, vom Aktionskomitee der sozialdemokratischen Versicherungs—Angestellten, von der Bezirks—Unterrichts—Organisation Hietzing, vom Verband der sozialdemokratischen Gewerbetreibenden und Kaufleute Österreichs in Wien, Ortsgruppe Leopoldstadt, vom Verband der sozialistischen Arbeiterjugend (Arbeitsgemeinschaft zur Veranstaltung proletarischer Sonntagsfeiern), von der Veranstaltungenleitung des Vereines »Volksheim« (Wien XVI).

Nach dem 9. Dezember: vom Wiener Volksbildungs—Verein (für das Margaretner Volksbildungshaus), vom Landes—Bildungs—Ausschuß für Oberösterreich, von der Arbeiterkunststelle in Mähr.—Ostrau. Ferner:

15. Dezember

Dem Wunsche der Arbeiter und Arbeiterinnen unseres Bezirkes Rechnung tragend, laden wir Sie, verehrter Herr K., zu einem Vortrage ein.

Gleichzeitig erlauben wir uns anzufragen, ob wir eine Woche vorher einen Vortrag mit dem folgenden Titel veranstalten dürfen »Ein Dichter und Denker unserer Zeit« (K. K.) Der Vortrag ist als Einführung gedacht und wird von einem Ihrer Verehrer (Dr. Siegfried Wolf) gehalten werden <sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Hat am 9. Januar stattgefunden. Ferner Vorträge von Fritz König: »K.K. und seine Bedeutung für das Proletariat« (9. Nov. in der Organisation Wieden und 20. Jan. in der Organisa-

Zum Schlusse teilen wir Ihnen mit, daß der Arbeiter— und Arbeiterinnen—Bildungsverein beschlossen hat, einen Funktionär zu Ihnen, verehrter Herr K., zu entsenden, um Ihre Zustimmung zum geplanten Vortrag zu erbitten. — —

Arbeiter— und Arbeiterinnen—Bildungsverein  
»Bildungshort«, Wien IX.

Dazu zahlreiche Bitten um Gestattung von Rezitationen in Arbeitervereinen. Über eine noch nicht erfolgte Einladung berichtet die Zeitschrift 'Der Schulkampf':

Der Delegiertentag am 29. November hat beschlossen, K. K. um eine Vorlesung für die sozialistischen Studenten und Mittelschüler Wiens zu bitten.

\*

Aus dem Brief einer Parteigenossin, der an den (von mir richtiggestellten) Vortragsbericht der Arbeiter—Zeitung anknüpft, diesen als »das Herumstreichen mit Katzenpfoten um den heißen Brei« bezeichnet und die Verwunderung ausdrückt über die beiläufige Art, »ein Ereignis wie es das gestrige war zu besprechen« und die Erklärung des eigenen Redakteurs nicht zu bringen:

— — Sie sind wirklich der einzige Mensch in Wien, für den es kein Bedenken irgendwelcher Art gibt <sup>1</sup> und der ungescheut um die Meinung der Andern seiner innersten Überzeugung Ausdruck gibt ... Der gestrige Zwischenfall ist eigentlich ein Schulbeispiel dafür, was der Dr. Bach an der Arbeiterschaft gesündigt hat, da Einzelne sich der Richtigkeit Ihrer Ausführungen zu widersetzen wagten. Noch dazu, da sie doch — auch wenn sie Sie zum erstenmale sprechen gehört hatten — aus dem ersten Teil der Vorlesung erfüllen hätten müssen, welch ein überragender Geist zu ihnen spricht und wie sehr Ihnen das geistige Wohl der Arbeiter Herzenssache ist. Ebenso wie es uns Herzenssache ist, Sie sprechen zu hören, Ihr eigenes Wort zu vernehmen und das Wort der bedeutendsten Männer durch Sie zur Gestalt wachsen zu sehen. Denn ich für meinen Teil kann sagen, daß mich eine einzige von Ihnen vorgelesene Szene weiter bringt und mir mehr gibt als hundert Aufführungen im Burgtheater. Aber der größte Teil der Zuhörer — und es waren fast durchwegs Arbeiter — war von Ihnen ebenso begeistert wie das Publikum, das ständig Ihre Vorlesungen besucht, und es war doch so schön und rührend, wie die Arbeiter ganz spontan die »Internationale« gesungen haben, um Sie zu ehren, zu versöhnen und Sie zum Wiederkommen zu bewegen. — —

Mit der gleichen Post:

Die Ihnen verabreichte »Watschen« der Wiener Genossen war wohlverdient! Die Arbeiter sind keine Judenbuben, denen Sie Ihre Frechheiten vortragen können. Bleiben Sie bei der Bourgeoisie,

---

tion XVIII), »Wir und die bürgerliche Presse« (16. Dez. in der Organisation Margareten); Andor Kovacs: »K. K. und der Sozialismus« (1. Dez. für die Soz. Arbeiterjugend Wien I, 20. Jan. für die Soz. Arbeiterjugend Wien IX und 27. Jan. in der Organisation Wieden Sektion II, III, IV); Bruno Prochaska: »K. K., Die letzten Tage der Menschheit« (2. Dez. für die Soz. Arbeiterjugend Wien VIII) und »K. K. und sein Werk« (26. Jan. in der Organisation XII Sektion V): Sigismund v. Radecki (12. Jan. im Volksheim II). [KK]

1 Es gibt noch einen. [KK]

die über Sie das richtige Urteil hat! Sie verunglimpfen alles und bilden sich wirklich sehr viel ein. Es gibt noch gescheitere Menschen wie Sie! Bei all Ihrer Weisheit dokumentierten Sie, daß Sie ein Trottel sind.

\*

Von Dr. Otto Lehmann, tit. a. o. Univ.—Professor der Geographie, und Dr. Ernst Stein, Privatdozent für Geschichte, erhalte ich die folgende Zusage:

Wien, am 30. XII. 1925

Hochverehrter Herr Kraus!

Nach glaubwürdigen Berichten über die Störung Ihres Vortrages im Favoritener Arbeiterheim hat der Lärm ungefähr damit begonnen, daß auf der Galerie einer überlaut fragte, ob sich die Arbeiter derartiges in ihrem eigenen Heim gefallen lassen sollen.

Da die Unterzeichneten organisierte Sozialdemokraten sind, drängt sie dieser Vorfall dazu, das Bekenntnis ihrer Gesinnung dadurch zu erweitern, daß sie Ihnen, hochverehrter Herr, diesen Brief schreiben.

Leider hatte offenbar damals niemand gleich den Einfall, auf jenen geradezu schwachsinnigen Zwischenruf<sup>1</sup> den Schreier zu fragen, ob er es vielleicht richtiger finden würde, wenn Sie Ihre Kritik an sozialdemokratischen Personen und Einrichtungen in solchen Sälen vorbrächten, wo wahrscheinlich bürgerliche und andere Gegner der Partei die Mehrheit haben. Es war nicht zu befürchten, daß der Störer antworten würde, jeder Ort für Ihre Darbietungen sei richtiger gewählt, an dem Sie vor unverschämten Flegeleien sicherer seien. Denn sein Unverstand dürfte so weit gehen, daß er sich auf allen Gebieten, wo es ihm an Einsicht und Urteil fehlt, die Meinung anmaßt, es sei nirgends und niemandem erlaubt, einen Tadel an welcher Tätigkeit der Partei immer in so schwerwiegender, nämlich wahrhaft künstlerischer Art vorzubringen.

Unter den Gründen, die uns bestimmten, Mitglieder der sozialdemokratischen Partei dieses Landes zu werden, sind nicht zuletzt jene wirksam gewesen, die Sie zu der Erwartung veranlaßt haben mögen, Ihre Vorlesung würde in Favoriten ohne Unterbrechung mit der ihr gebührenden hohen Achtung und Aufmerksamkeit angehört werden. Umso größer ist unsere Betrübniß und Enttäuschung. Gleichwohl sind wir noch gewillt zu glauben, daß es sich im Grunde um Ausschreitungen einzelner gehandelt habe und nicht um einen Ausbruch des »Unverstandes der Massen«, den nach dem Liede jeder Sozialist hassen darf und soll. Hat jener doch früher viele Arbeiter allzulange vom planmäßigen Zusammenschluß zur Erringung ihrer Menschenrechte abgehalten.

Aber dagegen wollen wir, so gut wir können, mit Entschiedenheit auftreten, daß an Stelle des alten Unverstandes — sei es auch nur in kleinerem Kreise — ein neuer laut und führend werde, der sich an der Verübung eines derart anstößigen Radaus gütlich tut!

Sie können, hochverehrter Herr, über jede Zeile dieses Briefes nach Ihrem Ermessen frei verfügen und sie auch veröffentlichen. Es wird das wohl auf der Universität keinen dort Einflußreichen in

1 Siehe S. 76 unten. [KK] Bei mir Seite 50

eine uns förderliche Stimmung versetzen. Wenn aber auch gar keine Beachtung dieser Darlegungen Ihrerseits erfolgt, ist es uns ebenso recht. Wir haben den Brief nur zu unserer eigenen inneren Befriedigung an Sie gerichtet.

Ist somit die ausschließliche Rücksichtnahme auf Sie für unser Vorgehen nicht maßgebend, so besteht freilich die Gefahr, daß dieser Brief eine Ihnen unerwünschte Menge von Zuschriften nur noch vermehrt und so zur Belästigung wird. In diesem Falle wollen Sie gütigst unserer Bitte um Entschuldigung Gehör geben.

Wir verbleiben in tiefer Dankbarkeit für die Gaben Ihrer Kunst und sittlichen Stärke

ergebenst

Otto Lehmann Ernst Stein

Die Kritik an Personen und Einrichtungen konnte ohne Zweifel jederzeit auch vor das normale Publikum meiner Vorlesungen gebracht werden, in welchem wohl keine Gegner, aber viele Anhänger der Partei zu finden sind. Es war nur unerläßlich, diese Kritik gleichfalls und zuerst vor das Arbeiterauditorium zu bringen, was nach öffentlicher Ankündigung und ausdrücklicher Mitteilung an die Veranstalter geschehen ist.

---

#### DER WOHLTÄTIGE ZWECK

Das folgende Schreiben wurde nicht abgesandt, da es von den Tatsachen überholt wurde:

Wien, 24. Dezember 1925

An die »Sozietas«

An den Republikanischen Schutzbund Favoriten

Herr K. K. hat dem durch die herzlichsten und eindringlichsten Kundgebungen ausgesprochenen Begehren, am 9. Dezember im Favoritner Arbeiterheim einen Vortrag zu wohltätigem Zweck zu halten, willig entsprochen, nicht ohne vorher den Veranstaltern ausdrücklich mitgeteilt zu haben, daß er in dieser Vorlesung eine nachträgliche Republikfeier abhalten werde, die er am 14. November öffentlich angesagt hatte und auf eine Art, die eben jene Kundgebungen und eben jene Einladung ins Favoritner Arbeiterheim zur Folge hatte. Er erinnerte die Veranstalter daran, daß er das Versprechen gegeben habe, vor einem Arbeiterpublikum zu sagen, daß nach seiner Überzeugung auf dem Gebiete der Kunstpolitik wie des Kampfs gegen die Preßkorruption die revolutionäre Pflicht unerfüllt geblieben sei. Er kündigte an, daß er dieses Versprechen nunmehr einlösen wolle, und da er somit, ohne sonst die Verpflichtung anzuerkennen, das Thema eines Vortrags einer Zensur durch die Veranstalter zu unterwerfen, es diesen ausdrücklich bekanntgegeben hatte, so hatte er sicherlich alles getan, um einer Überraschung vorzubeugen und sich nicht dem Vorwurf eines Taktfehlers auszusetzen. Daß für einen Vortrag, der die verderbliche Propaganda einer Operettenkultur bekämpft, gerade das Podium einer Operettenbühne gewählt wurde, hatte nicht er zu bedenken und

nicht zu verantworten und keineswegs wäre er in der Lage gewesen, den spezifischen Lokalinteressen, die er ja eben für beklagenswert hält, das Thema des Vortrags anzupassen. Wäre nach dessen ausdrücklicher Bekanntgabe ihm ein Bedenken der Veranstalter in den Weg getreten, so hätte er natürlich abgelehnt, die Vorlesung vom 9. Dezember überhaupt abzuhalten, da er keineswegs und von keiner Macht, des Staates, der Partei oder des Publikums, sich die Wahl eines Themas vorschreiben ließe oder ein solches ihr zum Opfer brächte. Der Vortrag hat stattgefunden und sowohl im ersten Teil wie noch mehr im zweiten, der eben jene nachträgliche Republikfeier brachte, die begeistertste Anteilnahme des vollbesetzten Saales gefunden, die sich in immer erneuten Ausbrüchen frenetischer Zustimmung zu erkennen gab. Erst ganz zum Schluß hat sich ein Widerstand, der, wie wir erfuhren, auf die Mißstimmung einiger Interessenten eben der Operettenbühne zurückzuführen war, auf deren Podium der Vortrag stattfand, in erregten Zurufen kundgegeben, wodurch eine Aufregung im Saal hervorgerufen wurde, die denselben Funktionären Gelegenheit gab, von dem Machtmittel der Herablassung des Vorhangs Gebrauch zu machen und eine Unterbrechung der Rede herbeizuführen. Die Motive dieser Ruhestörung wie die Meinungen der Ruhestörer interessieren den Vortragenden, jenseits der Möglichkeit ihrer gewalttätigen Äußerung, nicht im geringsten. Selbst die Ungewöhnlichkeit kann ihn weiter nicht berühren, daß dieselben Personen, die ihn vor Beginn des Vortrags mit einer Huldigung beehrt hatten, während der durch sie erzwungenen Unterbrechung ihn in mehr feindseliger Absicht belästigt haben, ohne ein Zeichen des Bedauerns über solchen Umschwung bis heute an den Tag zu legen. Dagegen ist die pekuniäre Abrechnung über den Abend bereits erfolgt, der nach dem widerwärtigen Zwischenfall mit einer ungeheuren Kundgebung des Dankes der Hörerschaft geendet hat, einer Hörerschaft, die durch das Absingen der Internationale sicherlich nicht zu erkennen geben wollte, daß sie dem Vortrag einen dem proletarischen Interesse feindlichen Sinn unterlege. Aus der pekuniären Abrechnung ist ein Reinertrag von S 801.47 zu ersehen, der so aufgeteilt wurde, daß der Schutzbund Wieden S 250.—, der Schutzbund Favoriten gleichfalls S 250.— und die Sozietas den Rest von S 301.47 erhalten hat. Wir haben nun in Erfahrung gebracht, daß unter den Persönlichkeiten, die die Übernahme dieser Beträge für die wohltätigen Zwecke besorgen, sich eben jene Personen befinden, welche die gewaltsame Störung des Vortrags, der solche Zuwendungen ermöglicht hat, teils veranlaßt teils durchgeführt haben, wozu uns ausdrücklich mitgeteilt wird, daß die Funktionäre des Schutzbundes Wieden dem peinlichen Vorfall durchaus fernstehen. Wir geben der Hoffnung Ausdruck, daß das Gerücht, welches die Empfänger der Ertragsgelder für die andern Institutionen mit der Affäre in Verbindung bringt, ihnen Unrecht tut und sich auf keinen Sachverhalt stützen kann. Wir hoffen, daß sie bisher nur wegen Unkenntnis dieses Gerüchtes verabsäumt haben, dagegen aufzutreten und das Odium abzulehnen, daß dieselbe Hand, die gegen einen Vortragenden zur Faust geballt war, sich öffnen sollte, um die Gabe in Empfang zu nehmen, die dem Vortrag entstammt. Sollte es wider Erwarten

doch der Fall sein und sich hier ein Widerspruch begeben, ähnlich kraß wie der zwischen der Begrüßung und der Bedrohung des Vortragenden, so erklärt er, daß es ihm gleichwohl nie in den Sinn käme, die wohltätigen Zwecke für die Ungebühr ihrer Verwalter büßen zu lassen, durch die sie doch in seinen Augen nichts von ihrer Unterstützungswürdigkeit verlieren könnten. Dagegen bleibt allerdings die Frage offen, ob die Verwalter dieser wohltätigen Zwecke deren Unterstützung von dem Ertrag einer künstlerischen Darbietung annehmen können, die sie durch tumultuarisches, ja für den Darbietenden bedrohliches Verhalten zu stören unternommen haben. Die Beantwortung dieser Frage ist weit mehr noch als die Wahl eines Vortragsthemas dem Feingefühl überlassen, nämlich der Personen, welche sowohl an der Störung wie an dem Ertrag des Abends interessiert waren. Wir glauben nach unserer Kenntnis der menschlichen Natur annehmen zu dürfen, daß sie da einem Gewissenskonflikt ausgesetzt waren und wir dürfen für den Fall, daß dieser auch nach erfolgter Übernahme der Beträge noch nicht beruhigt wäre, Ihnen den folgenden Vorschlag machen: die Beträge aus eigener Tasche zu ersetzen, um die wahrhaft wohltätigen Zwecke, denen sie zufließen sollen, nicht zu verkürzen, und die empfangene Spende einer solchen gemeinnützigen und proletarischen Sache abzutreten, deren Verwalter an der Unterbrechung des Vortrags bestimmt nicht beteiligt waren, wie etwa der Sammlung für die hungernden Kinder von Steyr. Wir würden, ohne auch nur im geringsten auf der Annahme des Vorschlags zu bestehen, diese Lösung nicht nur für die zugleich würdigste und praktischste halten, sondern auch für umso leichter durchführbar, als ja, wie behauptet wird, jene Parteipersonlichkeit, die die Unterbrechung des Vortrags eigentlich angeregt und den Vortragenden zuerst in freundlicher und später in feindlicher Gesinnung angesprochen hat, den besitzenden Klassen angehört und sehr wohl in der Lage wäre, zugleich den von ihr verwalteten Institutionen eine Einbuße zu ersparen wie die Unterstützung eines andern hervorragend wohltätigen Zweckes zu ermöglichen.

In Erwartung Ihrer Antwort, die wir erbitten, um in der öffentlichen Ausweisung der Spenden nicht fehlzugehen, zeichnen wir

— —

Dieser Brief war verfaßt worden, als die Empfangsbestätigungen des Schutzbundes Wieden und des Schutzbundes Favoriten eingelangt waren und die Quittung des der »Sozietas« zugeordneten Restbetrags für den nächsten Tag in Aussicht gestellt wurde. Inzwischen kam eine Zuschrift des Schutzbundes Favoriten, der »für die am 9. Dezember abgehaltene Vorlesung nochmals wärmstens dankt«, aber auch die Mitteilung, daß die »Sozietas« (von deren Funktionär die Anregung zur Störung des Vortrags ausgegangen war) eben aus der Empfindung, die ihr in dem Schreiben nahegelegt werden sollte, die Spende abgelehnt habe. Ob sie freiwillig auch die Konsequenz aus diesem Verzicht gezogen hat, die ihr das Schreiben empfohlen hätte, ist nicht bekannt geworden. Doch ist zu hoffen, daß sie es mindestens jetzt tun wird, da ihr die Anregung, die ihr direkt zu Übermitteln nicht mehr tunlich war, bekannt wird. Dann hätte sie sich durchaus richtiger verhalten als etwa die akademischen Verwalter eines wohltätigen Zwecks, die nach jener Störung durch Innsbrucker Studen-



ten den Ertrag annahmen und hierauf die Öffentlichkeit baten, sie »den geschehenen Mißgriff nicht entgelten zu lassen«.

---

### STIMMEN DES AUSLANDS

Aus dem Prager Sozialdemokrat, (14. Juli):

*Eine Ehrenrettung des geistigen Wien.* Mehr als einmal tauchte in den letzten Jahren in Wien der Ruf auf: »Der Balkan rückt näher«. Eine ganze Reihe von Zeiterscheinungen und Vorfällen haben bewiesen, daß zu der Gefahr eines Unterganges Wiens in der öden Ungeistigkeit und albernen Gemütlichkeit der Heurigenstimmung, wie sie sich vor allem in der Wiener christlich—jüdischen Presse alten Stils ausdrückte, die neue und größere der Balkanisierung, der geistigen und sittlichen Verrohung, wie wir sie bisher nur aus Berichten über das »kulturelle Leben« in Bukarest und Budapest kannten, kommt. Eine Presse, die alle Schändlichkeiten und Schamlosigkeiten ihrer älteren Schwester in den Schatten stellt, beherrscht mit schreienden Leitern die Straße. Das privateste Leben wird zur Schau gestellt, die Prostitution der Presse am hellen Tage geoffenbart und mit dem Stolz der Frechheit wird die Korruption eingestanden. Wir haben bereits einmal verzeichnet, daß das Musterexemplar dieser Presse, die »Stunde« ihren Geifer vor allem nach jenem Mann verspritzt, der schon der Todfeind der alten Preßkreaturen Wiens war, der sie enthüllt und um jedes Ansehen gebracht hat, Karl Kraus. Wir brauchen unseren Lesern nicht zu sagen, wer Karl Kraus ist und wes Geistes die sind, die gegen ihn zu Felde ziehen. K. K. ist gerade für Wien mehr noch als für das übrige Deutschland ein Anwalt der Sittlichkeit und Menschlichkeit, er ist das mahnende Gewissen der Zeit, der mutige Kämpfer gegen Finsternis und Schmutz. Der Kampf, den die »Stunde« gegen ihn führt, wird doppelt verabscheuenswert durch die Kampfmittel, die das Blatt anwendet. Es muß demnach als eine Ehrenrettung des geistigen Wien bezeichnet werden, wenn eine Aktion gegen die Art des Pressekampfes, den die »Stunde« führt, unternommen wird. Eine Reihe von Verehrern K. K.'s richten an alle, denen das Benehmen Bekessys die Schamröte ins Gesicht treibt, daß so etwas geschrieben werden darf, einen Aufruf, in dem die Reform des österreichischen Presserechtes gefordert wird. In dem Aufruf, der von Leo Schmidl gezeichnet ist, heißt es u. a.:

Richard Lányi in Wien (I, Kärntnerstraße 44) nimmt die Unterschriften derer entgegen, die mit dem Aufruf und der Forderung nach Reform des Presserechtes einverstanden sind. Wir zweifeln nicht, daß dieser Aufruf ein lautes Echo finden und zum mächtigen Protest gegen Bekessy werden wird.

Aus der Karlsbader Woche' (2. November):

*Protest*

Der Kampf, den Karl Kraus in Wien gegen die Zeitung »Die Stunde« und ihren Herausgeber Bekessy führt, hat auch außerhalb Wiens Widerhall gefunden. Weil sich diese Schandpresse nieders- ten Ranges auch bei uns zahlreicher Leser erfreut und wir zu den heimischen journalistischen Übeln nicht auch noch solchen demoralisierenden Import brauchen, ist es zu begrüßen, daß sich die hiesigen Freunde der »Fackel« dem Wiener Protest angeschlossen und einen Aufruf veröffentlicht haben, der, von *Professor Schönauer* und *Dr. Bruno Adler* gezeichnet, folgendermaßen lautet:

Die Unterzeichneten schließen sich dem Aufruf jener Wiener an, die gegen die von Imre Bekessy herausgegebene »Stunde« und gegen die Beschmutzung ehrenhafter Menschen durch diese Zeitung, insbesondere die Schmähung der Privatehre des großen Schriftstellers Karl Kraus, protestieren.

Die Unterzeichneten sprechen den Bestrebungen, in Österreich eine Reform des Preßgesetzes herbeizuführen, die das Fortbestehen solcher Presse—Erzeugnisse unmöglich macht, ihre Sympathie aus und begrüßen den Kampf gegen ein Beispiel bisher unerreichter journalistischer Niedertracht, dessen Fortwirkung und Nachahmung eine weitere Phase des sittlichen Verfalls der Zeit bedeuten würde.

Unterschriften werden in der Volksbuchhandlung E. Sattler, Karlsbad, Egerstraße, »Kerag—Palace«, entgegengenommen.

Aus dem 'Luzerner Tagblatt' (»Österreichische Skandale«, 26. Dezember):

— — Und die österreichische, speziell die *Wiener Presse*? Sie bietet naturgemäß in allem und jedem ein getreues Spiegelbild dieser unsaubern Verhältnisse, ja, mehr als dies, sie trägt zum Teile aus eigenem außerordentlich stark dazu bei, in Österreich das zu schaffen, was man am treffendsten »verpestete Atmosphäre« nennt. Diese Feststellung könnte man durch dickleibige Bände belegen; an dieser Stelle soll es mit einem einzigen, aber außerordentlichen, markanten Faktum sein Bewenden haben: In Wien erscheinen seit Jahr und Tag die Tageszeitung »Die Stunde« und die Wochenblätter »Die Börse« und »Die Bühne«. Alle drei Zeitungen werden von dem ungarischen Journalisten Imre Bekessy redigiert. Das Charakterbild dieses entschieden nicht gewöhnlichen Verlegers und Journalisten erschöpft sich in folgenden Daten und Tatsachen: in Ungarn wurden gegen ihn innerhalb weniger Jahre nicht weniger als 16 Strafverfahren wegen Betruges, Erpressung usw. eingeleitet, die allerdings sämtlich eingestellt wurden. In Österreich ist Bekessy, trotzdem er erst seit knapp fünf Jahren Wien beglückt, unzählige Male von durchaus verantwortungsvollen Personen in Wort und Schrift als Erpresser, Bandit, Schuft bezeichnet worden, und die Feststellungen, daß Bekessys Zeitungen *gefährliche Revolverblätter* sind, gehen nachgerade in die Legion. Bekessy klagt auf alle diese vernichtenden Anschuldigungen prinzipiell nicht, er beantwortet sie mit giftigen und phantastisch erlogenen Angriffen gegen die Ankläger und setzt im übrigen sein sauberes Treiben ruhig und ungestört fort. Von seiner Tätigkeit sagt die über ihn ausgegebene Leumundsnote der Wiener Polizeidirektion wörtlich:

»Bekessy, der als reich gilt, vertritt nach der Äußerung weiter journalistischer Kreise in Wien in seiner journalistischen Tätigkeit eine ganz eigenartige Auffassung, die von der Wiener Journalistik als mit den Standespflichten eines Journalisten nicht vereinbar angesehen wurde. Diese Auffassung geht dahin, daß, ebenso wie der Rechtsanwalt, oder der Arzt von seinem Klienten, bzw. Patienten für geleistete Dienste honoriert werde, auch der Journalist auf Entlohnung von seiten der Personen Anspruch erheben könne, welchen er durch Publizieren, aber auch durch Verschweigen von Mitteilungen Dienste erwiesen habe.«

Dazu ist zu bemerken, daß Bekessy selbst wohl nicht der Standesorganisation der Wiener Journalisten angehört — er ist ja Zeitungsverleger und nicht Journalist! —, daß aber diese Organisation die 30 oder 40 Redakteure der Bekessy—Blätter anstandslos zu ihren Mitgliedern zählt!

Die Methoden des Bekessy werden durch eine Begebenheit der jüngsten Vergangenheit außerordentlich drastisch charakterisiert: Im September d. J. fand eine Studienreise österreichischer Journalisten durch Deutschland statt. Die Teilnehmer an dieser Reise wurden von den deutschen Gastgebern in jeder Hinsicht kostenlos bewirtet. Gegen diese herzliche Gastfreundschaft kann gewiß auch der übertriebenste Moralist nicht das geringste einwenden. Eine solche Noblesse des Gastgebers verpflichtet aber selbstverständlich den Gast zu ganz besonderm Takt. Im konkreten Falle hatten die österreichischen Journalisten trotz der ungewöhnlichen Generosität ihrer Aufnahme in Deutschland zweifellos das Recht, über ihre Reiseindrücke unbefangen und objektiv zu berichten. Sie hatten gewiß auch das Recht einer normalen Kritik an dem oder jenem, was ihnen etwa mißfallen hatte. Aber das elementarste Ehrgefühl mußte ihnen gebieten, eventuelle kritische Bemerkungen in maßvollster Form vorzubringen. Was aber hat sich das Bekessy—Blatt »Die Stunde« geleistet? Der Redakteur, der diese Zeitung auf der Journalistenreise vertreten hatte, schrieb nachher in seinem Blatte einen Artikel über seine Reise—Eindrücke, der von offenen und versteckten Bosheiten gegen die noblen Gastgeber strotzt. Daß diese Charakterisierung noch außerordentlich milde ist, beweist schlagend der Schlußabsatz des Artikels, gleichsam das Resumé seiner Ausführungen: »Alles in allem: Die Pressefahrt der Wiener Journalisten bereicherte sie mit vielen wertvollen Eindrücken. Wir sahen bei Krupp in Essen kaltgebogene Stahlstangen und in Bremen, Dresden und anderswo einige kaltgebogene Bürgermeister. Wir überflogen das rheinische Industriegebiet mittels Flugzeuges und zählten die Schornsteine von Duisburg. Von der Stadt Leipzig erhielten wir ein Album und eine Tafel Schokolade, von Herrn von Krupp—von Bohlen ein Messer als Geschenk. Wir danken ihnen auf diesem Wege aufs herzlichste.«

Nun, die Wiener Journalisten haben gegen diese beispiellose Infamie eines Standeskollegen wohl mit den schärfsten Mitteln Stellung genommen?! In der Wiener Presse sind entrüstete Proteste gegen diesen schamlosen Mißbrauch des Gastrechtes erschienen? Der Verfasser dieses Pamphlets, das der wütendste Deutschenfresser eines Pariser Boulevardblattes nicht besser hätte fabrizie-

ren können, ist von seinen Berufsgenossen in Acht und Bann getan worden?! Nichts von alledem! In der Wiener Öffentlichkeit hat sich nicht einmal ein Windhauch des Mißfallens gezeigt — man ist eben in Wien noch ganz andere Skandale gewöhnt! — und kein Mensch hat etwas davon gehört, daß die Standesorganisation der Wiener Journalisten gegen den bübischen Streich der »Stunde« und ihres Redakteurs etwas unternommen hätte ...

---

### DAS UNRECHT AM BILDE

In den Zeitläuften, da sich Schauspieler als Rekommandeure von Likörfirmen oder geradezu bei der Lektüre der 'Stunde' photographieren lassen — es möchte kein Hund ein solches Halsband tragen —; da der Herr Glawatsch bei der Lösung der Streitfrage, ob er älter sei als der Herr Treumann, seine interessante Aussage mit einem »Handkuß« an den Herrn Schmierer abschließt; da der hinreißende Herr Maierhofer in einer Zuschrift, die dort »lustig« genannt wird, von einem »Lied 'O Desdemona! O Desdemona!' (nach der Arie: O Katharina!) *Text vom unbekanntem Soldaten*« scherzt — also in Zeiten, wo wirklich schon alles wurst ist und wo es einfach dazu gehört, daß Wiens Bürgermeister sich mit dem Bürger Reimers (Photo Willinger) im Hause des Ehrenbürgers Bekessy ausstellen läßt: da hat es immerhin etwas zu bedeuten, daß ein Mann, der noch mit der Theaterwelt, doch nicht mit dem Welttheater zusammenhängt, Wert darauf legt, das Bild seines Körpers und Wesens vor Beschmutzung zu wahren. Es ist der Zeuge einer würdigeren Theaterzeit, der den Mut hat, selbst die Einreihung einer Photographie aus der Ringtheaterepoche, die sich schon durch die zeitliche Distanz von dem Greuelmilieu abhebt, mit Abscheu zu empfinden :

Wien, 9./12. 25

Sehr geehrter Herr!

Bitte mir zu glauben, wenn ich erkläre, daß die Vervielfältigung meines Bildes in der 'Stunde' (von der ich *höre*, da ich das Blatt nicht lese) ohne mein Wissen und ohne meine Zustimmung erschienen ist.

In steter Verehrung

Carl Lindau

Daran hat mir weder die Person des Abgebildeten einen Zweifel gelassen noch die Eigenart einer Bildnerin, die jederlei Gesetzesverletzung als Gewohnheitsrecht betreibt und darin vorläufig noch so selten gestört wird.

Großer Saal des Arbeiterheims Favoriten, 9. Dezember, 7 Uhr:

Veranstaltung für die Arbeiterschaft Wiens auf Einladung der sozialdemokratischen Bezirksorganisation Wieden und des republikanischen Schutzbundes Favoriten.

(Zur Feier der Republik, gegen Krieg und Presse).

I. Aus der Rede Lassalles (1863). — In diesem Land / Der sterbende Soldat / Inschriften (Nibelungentreue; Umsturz; Die Räuber; Mißvergnügte der Republik; Die Kriegsgurgel (II); Vermögenssteuer) / An den Bürger / Definitionen / Inschriften (Frommer Brauch; Im Zeichen des Kreuzes; Bekessys Sendung; Die Freiheit, die ich nicht meine; § 144 (IV und V); Der große Betrug; An einen Prälaten) / Der Zeuge. — Szenen aus »Die letzten Tage der Menschheit«: Winter in den Karpaten / Ein Generalstäbler am Telephon / Kragujevac, Militärgericht / Wachstube / Erzherzog Friedrich / In der Viktualienhandlung des Vincenz Chramosta / Bei Udine / Während der Somme—Schlacht / Kriegsministerium / Kärntnerstraße / Seitengasse / Armeeoberkommando. — Die Raben. — Reklamefahrten zur Hölle.

II. Nachträgliche Republikfeier.

Der volle Ertrag (inkl. Programmlös): S 801.47 für die hungernden Kinder von Steyr (S 301.47) und für den republikanischen Schutzbund Wieden und Favoriten (je S 250).

Mittlerer Konzerthausaal, 3. Januar, 7 Uhr:

I. Ich überschätze die Bedeutung der Presse (Zitate aus Kierkegaard und Wilhelm Liebknecht). — Kriegssegens. — Silvesterruf an die Welt.

II. Sie haben andere Sorgen.

Ein Teil des Ertrags (inkl. Programmlös): S 141.5 für Bedürftige.

In der Rede »Sie haben andere Sorgen« war das Liebknecht—Zitat, das an den Anfang der Vorlesung gestellt war, nur verkürzt enthalten. Gestrichen war der Satz auf S. 95 <sup>1</sup>: »Gleichwohl . . . behüten«. Später entstanden sind der anschließende Satz: »Zunächst aber ... erreicht hat« und auf S. 97: »Sodann ... begehen.«

Theater der Dichtung: II. Zyklus von acht Vorträgen aus Shakespeare, Nestroy, Gerhart Hauptmann, Frank Wedekind, Karl Kraus im Festsaal des Architektenvereines, Beginn der Vorträge um 7 Uhr.

1. Januar:

I. Nestroy: Judith und Holofernes. Musik von Victor Junk (Marsch und Entree des Joab nach der Originalmusik von Carl Binder).

Das Entree des Joab und das Couplet »Man find't's ganz natürlich und kein Hahn kräht danach« mit 2 bzw. 3 Nestroy'schen, 1 bzw. 4 gedruckten und 3 bzw. 2 neuen Zeitstrophen (dort die letzte, hier beide wiederholt).

II. Nestroy: Tritschratsch. Musik nach Angabe des Vortragenden (Lied der Kotton von Mechtilde Lichnowsky. Diesmal auch der zweite Chor, improvisiert.)

Das an den Schluß gefügte Couplet aus »Die Papiere des Teufels«: »Dieses G'fühl ... ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'« (Musik von Mechtilde Lichnowsky) mit den 5 Nestroy'schen und 3 neuen Zeitstrophen (die zweite und die dritte wiederholt).

---

1 Seite 62 bzw. 64

Begleitung am 1., 6., 14., 28. und 30.: Victor Junk.

Dagegen ist die Presse ein gutes Geschäft:  
Man bringt, was einem einfällt oder was sich so trifft.  
Und man hat einen Leumund, da steht noch mehr drin,  
Aber das interessiert nur in Pest, und man ist Bürger von Wien.  
Da kann einem nix g'schehn und man schießt auch famos:  
Alles rennt, denn sie fürchten, der Revolver geht los.  
Einer brachte ein ganzes Arsenal mit aus Pest,  
Denn man muß doch was haben, womit man erpreßt.  
    Unsre Leut' sind gar g'scheit,  
    Hab'n auf die Presse a Schneid'  
    Und ka Vorstraf' bis heut.

Nicht bloß mit der Zeitung, mit dem Theater geht's auch.  
Da leert man ihnen die Taschen und füllt seinen Bauch.  
Wer gestern mit Knoppeln nicht hat reüssiert,  
Kann sein, daß er heut ein Direktionszepter führt.  
Solchem Streben versagt nicht die Zeit ihre Gunst,  
Und die Kunst zu regieren, das ist keine Kunst.  
Doch geht es selbst schief da und sperrt man das Haus,  
So ist die Karrier' drum noch lange nicht aus.  
    Unsre Leut' sind gar g'scheit,  
    Sie machen ihre Pleit',  
    Daß man kriegt einen Neid.

Regie von allen Seiten — wer einstens Kommiss  
Und Auslagen arrangiert hat, der führt jetzt Regie.  
Nach wem kein Hahn 'kräht hat, steht heut hoch auf dem Mist  
Und der letzte Betrüger ist Expressionist.  
Der kleinste Kohn, den Sie nicht haben gesehn,  
Er kann täglich in jeglicher Kunstrubrik stehn.  
Ich weiß nicht, wohin die Kulturrichtung führt —  
Sie schlagen die Zeit tot, die sich nicht revanchiert.  
    Unsre Leut' hab'n a Freud',  
    Es sind nicht meine Leut —  
    Dazu hab' ich ka Zeit!

\*

Wie soll ein Wunder, so frag' ich, denn heute entstehn?  
Alles ist schon erklärt und in all's kann man sehn.  
Manchmal läßt sich zwar ein Fakir noch lebendig begraben;  
Aber er wird dabei, denk' ich, seinen Rebbach schon haben.  
    Nur eins unerklärt  
    Scheint, wovon ich gehört.  
Daß man hinnimmt als Kunst all den kläglichen Plunder  
Und daß die Theater nicht zusperrn — das nenn' ich ein Wunder.  
Aber ich weiß schon, warum: die Revolutionär' rücken aus  
Und behüten den Bürgern das verkrachende Haus.  
So erklärt sich's ganz einfach: gehn die Theater auch schwach,  
So geht es doch weiter mit Bach und mit Krach.  
's wär' ein Wunder, wenn in dieser praktischen Welt

Wer an Wunder noch glaubet und nicht bloß ans Geld.  
Die Zeichen, die heutzutage etwa noch g'schehn,  
Sind die Kreuzeln, die in den Journalen tun stehn.  
Doch zuweilen fürwahr  
Wird's auch da wunderbar.  
Denn es wundern sich d' Leser, sowohl jung als alt,  
Wenn etwas erscheint und es ist nicht bezahlt.  
Aber kein Wunder ist wieder, wenn andererseits  
Eine bezahlte Notiz erscheint ganz ohne Kreuz.  
Dafür gibt's ein Wunder, wo der Glaube sich wehrt:  
Also — der Bekessy war noch nicht eingesperrt!

\*

Die Kunststelle — bitte darf ich? — ich sag's — mit Vergunst —  
Das ist mein' ich, etwas an Stelle der Kunst.  
Damit nicht bloß die Bürger den Dreck immer hätten,  
Bringt sie siebenmal in der Woch'n dem Volk Operetten.  
Doch das darf man nicht sagen; denn als Sozialist  
Muß man allen doch wünschen gleichen Anteil am Mist.  
Sagt man's doch, wird man grob eines Bessern belehrt ...  
Dieses G'fühl — ja da glaubt man, man' sinkt in die Erd'!

Da hab' ich, ich denk's noch, vor einigen Wochen  
Zu tausend begeisterten Hörern gesprochen.  
Zu allem ward rasender Beifall gespendet  
Und der Vortrag hat schließlich mit Jubel geendet.  
Nur dazwischen wurde er einmal gestört —  
Ein Gefühl war's, ich glaubte, ich sink' in die Erd':  
Da haben — nein, so was! Wer hätt' das gedacht —  
Meiner Seel — die Ordner Spektakel gemacht!

Dreißig Jahre am Schreibtisch: so sieht man sich vor —  
Vor dem Schmutz der Umgebung mit Ernst und Humor.  
Doch man nimmt sich mit so was nur selber In Schutz,  
Denn die macht man nicht rein und die will ihren Schmutz.  
Und sie wehrt sich und wirft dann von dem, was sie hat,  
Durchs Fenster ins Haus, und da freut sich die Stadt.  
Und ihr Held bleibt der Tratschmierl, den sie verehrt ...  
Mit dem G'fühl — mit dem sinkt man einmal in die Erd'.

Wie dem Vortragenden mitgeteilt wurde, hat nach der vorletzten Stro-  
phe — auch da glaubt man, man sinkt in die Erd' — die denkbar stärkste Wir-  
kung noch Raum gelassen für das Mißverständnis einiger Hörer, die in ihrer  
Eigenschaft als »Ordner« — im eigentlichen Begriff der Funktion — jenes Er-  
eignis zwar mitgemacht, aber keineswegs »Spektakel gemacht« haben. Sol-  
ches Mißverständnis ist bedauerlich, aber nicht abänderlich, da es sich um  
keine Angelegenheit der Meinung, sondern der Sprache handelt. Die indigna-  
tio, die den Vers gemacht hat, ist keineswegs in der Lage, ihn anders zu ma-  
chen: sie hatte die Unordnung jenen Personen zuzuschreiben, die dem Vortra-  
genden sich vorher von einer Seite gezeigt hatten, welche sie eher als Treu-  
händer eines ordentlichen Verlaufes der Veranstaltung zu empfehlen schien,  
und die später die Faust geballt haben. Die Ordner als Kategorie sind in die

Charakteristik des Verses natürlich nicht einbezogen, wiewohl man ja tatsächlich auch beklagen könnte, daß sie den Spektakel nicht verhindert haben, vielleicht beim besten Willen nicht verhindern konnten, da immerhin einer ihrer Führer an ihm beteiligt war. Auf eben sein und anderer repräsentativer Personen Verhalten nimmt der Vers Bezug, ohne aber im geringsten an den Typus des Funktionärs zu denken, dem ja sicherlich viele zugehören, die den Spektakel auf das äußerste mißbilligen. Eine sprachliche Angelegenheit, die als solche kein Mißverständnis zuläßt, wird aber ganz gewiß nicht vor einem Forum gerechtfertigt werden, vor das sie nicht gehört. Sie war nur darzustellen zur Beruhigung solcher, die ins Reizgebiet der Meinungen auch künstlerische Eindrücke übernehmen, denen sie in ruhigerer Lage durchaus gewachsen wären. Ihre Kränkung war nicht beabsichtigt und ich wüßte wahrlich nicht, wie das häßliche Kontrasterlebnis jenes Abends — eben nur auf Personen beschränkt, welche die sichtbaren Kuratoren seiner Ordnung waren — anders und gelinder zum Ausdruck gebracht werden könnte. Wenn mir die Ordner als Funktionäre künftig bei der Einfallsbildung behilflich sein wollen, werde ich ihnen gewiß dankbar sein.

6. Januar:

Nestroy: Der konfuse Zauberer, bearbeitet vom Vortragenden. Musik von Adolf Müller sen. Das Lied des Schmafu mit den 2 Nestroy'schen und 2 neuen Zeitstrophen (die zweite wiederholt).

Der Menschheit geht's gut trotz den bittersten Leiden,  
Drum dürf'n sie die Viecher um ihr Viechsglück beneiden.  
Stumm leben und sterben die Lämmer und Hasen —  
Auf Gedeih und Verderb hat der Mensch seine Phrasen.  
Damit schmückt er im Krieg wie im Frieden sein Haus:  
Er braucht was zum Anhalten, sonst halt' er's nicht aus.  
Is mit'n Durchhalten aus, man die Weisung vernimmt:  
Daß die Nation sich von heute an selber bestimmt!

Jodler  
— Die Melancholie steigt herauf

Doch wann ich an den Völkerbund denk', 's is a stark's Stuck,  
Da kommt mir die Melancholie wieder z'ruck.  
Da tröst' mich kein Schlagwort und all's is umsonst,  
Denn was die Völker red'n, is nur blauer Dunst.  
Der Fortschritt, 's is wahr, er tut tatsächlich wandern:  
Wer gestern der Sklav' war, unterdrückt heut den andern.  
Die Dynasten — kein Schad' is — die ließen sie laufen:  
Die Völker bestimmen heut' selbst, wie sie raufen.  
Damit nie wieder Krieg, tun s' jetzt tüchtig schon rüsten.  
Sie erwachen national und sie morden als Christen.  
Die Höllenmusik hat der Herrgott verboten:  
Die Zigeuner spiel'n nach französischen Noten.  
Ja, die Völker treiben's bunt, doch jetzt freut sie 's erst und  
Zum Streit sind s' vereinigt im Völkerbund.  
Vorbei die Gewalt — man zeigt sich selber den Herrn.  
Mit Gewalt kann man nur melancholisch noch wer'n.

Trauerjodler



— Die Melancholie versinkt

Doch gibt's manche Hetz noch, davon hab' ich Kunde,  
Denn zum Glück erscheint jeglichen Mittag die 'Stunde'.  
Die kriegt alles heraus, was passieren uns mag;  
Sie schlägt an den Nachttopf und bringt's an den Tag.  
Mich selbst hat entlarvt sie und gibt mir ka Ruh,  
Und ich muß sag'n, sie behandelt mich manchmal schmafu.  
Ja, in Wien gibt's a Hetz und ka Melancholie,  
Drum ja nicht hinaus mit dem Bekessy!

Jodler

— Die Melancholie steigt herauf

Doch wann ich an Budapest denk' und an sein Glück,  
Weil s' ihn los sind — da kommt die Melancholie mir zurück.  
Joi istenem, dort sind s' ja noch weit mehr froh,  
Denn heute erpreßt er ja ganz anderswo.  
Aller Bakonyerwaldbürger sich Stolz bemächtigt:  
In Wien ist ihr Führer jetzt heimatberechtigt!  
Gern ließ man von Pest freien Fußes ihn ziehn:  
Die Bakonyerwaldblätter erscheinen in Wien.  
Sein Charakterbild schwankt, von ein' Leumund verzerrt,  
Fest steht nur, er war noch nicht eingesperrt.  
Aus Papier kleben s' Säck' im Gefangenenhaus,  
Aber außerhalb macht man halt Blätter daraus.  
Und wer so was kann, mit Sack und mit Pack  
Steckt er dann die Partei'n und den Staat in den Sack  
Und erpreßt sich die Freiheit und zeigt ihr den Herrn.  
Mit Gewalt muß man republikanisch da wer'n!

Trauerjodler

— Die Melancholie versinkt

9. Januar:

Shakespeare: Maß für Maß, nach der Übersetzung von Wolf Heinrich Graf Baudissin (Schlegel—Tieck'sche Ausgabe) bearbeitet vom Vortragenden.

Die Schlußverse des Herzogs an Isabella:

Zum Palast dann: und hört aus meinem Munde  
Von dem, was noch zu sagen bleibt, die Kunde

ersetzt durch:

Hin zum Palast! Nichts mag der Mund mehr künden,  
Wo Herzen ihre hohe Sprache finden.

14. Januar:

I. (Zum erstenmal) Gerhart Hauptmann: Und Pippa tanzt! (I. Akt). (Mit Musik).

II. Gerhart Hauptmann: Hannele Matterns Himmelfahrt. (Mit Musik).

16. Januar:

(Zum erstenmal) Gerhart Hauptmann: Der Biberpelz.

Auf dem Programm waren die Darsteller der Uraufführung im Berliner Deutschen Theater (21. September 1893) verzeichnet.

Die Zuwendungen aus dem Ertrag des Zyklus werden im nächsten Heft ausgewiesen werden.

\*

### Brünn

Großer Festsaal des Deutschen Hauses, 11. Januar, halb 8 Uhr:

I. In dieser kleinen Zeit. — Der sterbende Soldat. — Etymologie / Fast erraten / Vom Hofmannsthal—Film (1914) / Ich werde sterben und es nicht erfahren. — Inschriften: Im Zeichen des Kreuzes; Die Journalisten; Die Freiheit, die ich nicht meine; Die neuen Räuber: Verschiedene Sachlichkeit; Produktion; Pirandello; Die Prominenten; Fortschritt; Die Schnüffler; Bekessys Sendung; Metamorphose; Jedem das Seine. / Definitionen / Inschriften: Umsturz; Wohnungswechsel; § 144 (IV und V) / Der Bauer, der Hund und der Soldat. — Reklamefahrten zur Hölle,

II. Peter Altenberg / Jugend / Der Grund / Nächtliche Stunde / Vor einem Springbrunnen / Das Wunder / Schnellzug / Hypnagogische Gestalten / Leben ohne Eitelkeit / Todesfurcht / Der Mäzen / Silvesterruf an die Welt / Zum ewigen Frieden.

Ebenda, 12. Januar, halb 8 Uhr:

Nestroy: Der Talisman (Mit 4 bzw. 2 Nestroy'schen und 8 bzw. 10 Zusatzstrophen.)

Begleitung: Otto Jordan.

Besprechungen im Brünner Volksfreund' 13. und 16. Januar.

Die Zuwendungen ans den Erträgnissen werden im nächsten Heft ausgewiesen werden.

\*

Seit Dezember wurden die folgenden Beträge abgeführt:

Dem St. Anna—Kinderspital (unter der Chiffre »Joachim Qu.« 100 Kč, anonym 2 mal 50 Kč) S 42.— .

Von dem Ertrag der Vorlesungen 9. Dezember, 3. Januar an die unter den Programmnotizen angegebenen Zwecke S 942.97.

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: S 33.653.34.

---

'The Chicago Chronicle', Magazine Section Part II (Chicago, November 27, 1925): »Karl Kraus and the ban of silence« by Oswald Brod. — 'Vierteljahrsschrift für Sozial— und Wirtschaftsgeschichte' (XVIII. Band, S. 314, Berlin): in einem Aufsatz »Zur Erinnerung an L. M. Hartmann« von Ernst Stein. 'L'Europe Nouvelle, (Nr. 412, 9. Januar): »Karl Kraus et la satire de l'ancienne société austrohongroise« par Prof. Charles Schweitzer.

\*

In Nr. 686 — 690, Z. 15 v. u. fehlt die zugehörige Berichtigung: statt »führende« : führenden.

In Nr. 706 — 711, S. 30, Z. 4 v. u. statt »bloß nur«: nur;

S. 31, Z. 17 v. u. statt »das«: daß; S. 32, Z. 14 statt »Schuhwicks«: Schuhwix; S. 35, Z. 15 statt »hieß«: war; S. 36, Z. 5 statt »und wenn«: und was, wenn; S. 60, Z. 10 statt »ihr«: ihn; S. 93, Z. 14 v. u. statt »Aufzug, die«: Aufzug, der; ebda., Z. 17 fehlt nach »Aufzügen« das Komma; S. 119, Z. 6 u. 7 v. u. statt »und und«: und.

S. 45, Z. 17 »dumms« steht im Original und ist wohl auch dort kein Druckfehler, sondern eine Form des sogenannten »Gloggnitzer Dialekts«.

---

Im Reiche der Wahrheit kommt es nicht auf Größe und Kleinheit des Objekts, sondern auf die Art an, wie es uns bekannt gemacht wird; der Zergliederer einer Weidenraupe kann mehr Verdienst haben als der unbestimmte Lobredner des Elefanten. Alle Begriffe hängen in der Kette der Wahrheit an einander; die kleinste kann der größten oft nicht nur dienen, sondern selbst unentbehrlich werden.

Herder

---

## Der ganze große Schuft

Und an diesem Maß gemessen meine Kleinlichkeit: Die handschriftliche und also unwiderlegliche Enthüllung, daß Peter Altenberg mich, »vor allem« mich, zu der »heimtückisch—feigen Schar« seiner »sogenannten Freunde« gerechnet hat (die ihm »sein Leben gemein—feig—absichtlich vernichtet haben«); den somit berechtigten Hinweis auf »den traurigen Mut, dem verstorbenen Dichter, dem es vor dem lebenden Pamphletisten graute, eine 'Grabrede' zu halten« — wie habe ich all dies zu entkräften gesucht? Durch die folgende Berichtigung:

Im Vollmachtsnamen des Herrn Karl Kraus verlange ich gemäß § 23 des Preßgesetzes die Aufnahme der Berichtigung der nachfolgenden, in dem Artikel »Karl Kraus und das große Herz Peter Altenbergs« mitgeteilten Tatsache in der ersten oder zweiten nach dem Einlangen erscheinenden Nummer:

Es ist unwahr, daß Karl Kraus dem Druck einer Skizze aus dem Nachlaß Peter Altenbergs den Satz voranstellt: »Das ganz große Herz ist in diesem Teilchen von Peter Altenbergs 'Nachlaß' enthalten«, wahr ist vielmehr, daß der von Karl Kraus vorangestellte Satz lautet: »Das ganze große Herz ist in diesem Teilchen von Peter Altenbergs 'Nachlaß' enthalten.«

Dr. Oskar Samek

Mit vollem Recht läßt die 'Stunde' erkennen, daß sie einfach angewidert ist von der Methode, auf schwere Anwürfe überhaupt nicht zu reagieren und von dem unverrückbaren Leumund, der mir da angeheftet ist, durch Nebensächlichkeiten abzulenken:

Dem Blick des genialen Druckfehler—Flohjägers ist es nicht entgangen, daß beim Abdruck des Altenberg—Briefes ein »e« aus der Maschine gerutscht war. Herrn Kraus braucht jedenfalls um seine alten Tage nicht bange zu sein: die Druckerei dieses Blattes ist gern bereit, ihn als Korrektor anzustellen. (Anm. d. Red.)

Ja, wenn das so leicht wäre, wie *corriger la fortune*, die Tätigkeit, bei der man im Handumdrehn eine Leumundsnote umsetzt und zu anderen Akten einfach ein »deleatur« macht. Da möchte ich auf meine alten Tage doch lieber in einem Korrektionshaus zum Rechten sehen! Man glaubt gar nicht, um wieviel schwerer es ist, zu bemerken, daß ein »e« aus der Maschine gerutscht ist, als den Lesern ein x für ein u zu machen. Jenes ist besonders dann schwer, ja fast unmöglich, wenn das »ganz große« Herz noch ein zweites Mal vorkommt.

Nämlich indem mich einer dabei ertappt hat, wie ich »auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege wieder eine Beziehung« zwischen mir und dem »ganz großen Herzen« eines toten Dichters herstellen möchte, der sich gegen solche Anbiederung

nicht mehr wehren kann, aber als Lebender in Gesellschaft und in Briefen

AUS SEINER MEINUNG ÜBER KARL KRAUS KEIN HEHL MACHTE.

So ein Gauner bin ich! Meinem Blick, der nur auf Druckfehler gerichtet ist, der nur Flöhe beachtet (obschon zuweilen auch Wanzen) — meinem Blick ist es nicht entgangen, daß hier sogar ein »en« aus der Maschine gerutscht ist. Doch der schärfere Blick erfaßt gravierendere Sachverhalte, die der Leser ohneweiters glaubt, wie er ja auch nicht zweifelt, daß »aus der Maschine«, die eben ihre Mücken hat, etwas rutschen kann. Daß nun (selbst wenn diese und nicht ihr Mißbraucher es verschuldet hätte) zwischen einem ganz großen Herzen und dem ganzen großen Herzen ein ganz großer gedanklicher Unterschied besteht und daß ein ganzer großer sprachlicher Wertbestand (wenn ein solcher vorhanden ist) tatsächlich von einem Buchstaben abhängen mag — das wird man dem betyrischen Analphabetentum, welches jetzt über Wien waltet, nicht erzählen können! Ließen einem jedoch die moralischen Miasmen, mit denen es die Wiener Atmosphäre verpestet und mit deren Bekämpfung man Tag und Nacht zu tun hat, noch etwas Luft und Lust, wahrlich man könnte auch die unbezahlbare Sprachkultur einer Journalistik zur Anschauung bringen, welche die Herkunft des neuen Geistreichtums in einer täglichen Brillantenfülle durch Wendungen verrät wie: die Hosen »nach hinauf« ziehen; »außer des ersten Preises« werden noch dreißig weitere Preise verteilt; er steht mit ihnen nicht »am besten Fuß« (und ausgerechnet mit den Großdeutschen). Da wäre also für sprachliche Unterschiede durch einen Vokal höchstens Verständnis zu erzielen, wenn man das Problem auf die Frage einschränken wollte, ob es praktischer sei, die ganz große Leumundsnote zu bestreiten oder gleich die ganze große Leumundsnote zu beseitigen (um sie durch eine ganz kleine, herzige zu ersetzen). Aber nur ein Druckfehler—Flohfänger, dem es auf den moralischen Inhalt nicht ankommt, kann sich an solchem Unterschied stoßen, und wenn mich die »Stunde« einen Verleumder und Denunzianten nennt — welch letztere Eigenschaft sie mit Recht noch mehr an mir fürchtet —, so benehme ich mich wie ein Libertiner, dem nichts g'schehn kann, und berichtige einen Buchstaben. Da sage ich zynisch: die stilistische Ehre muß rein erhalten bleiben, der Text darf nicht besudelt werden, ob es nun die Maschine oder der Sudler getan hat, der ihr im Drang der Sensation den eigenen Text anvertrauen mag, aber von dem fremden und ihm fremden die Prätze zu lassen hat. Mit Leumundsnoten mag man, entgegen dem Grundsatz »quieta non movere«, umspringen — das Wort sie sollen lassen stan! So verhalte ich mich also schwerwiegenden Anwürfen gegenüber, die ich nur, wenn sie ganz konkretisiert, von allgemeinem Geschrei loslösbar und einem populären Verständnis zugänglich wären, bereit bin vor das Schwurgericht zu bringen. Aber ist es endlich einmal der Fall — wie in der Sache Miksa Rosenberg —, so hat man wieder die Rechnung ohne den Zahlkellner gemacht, der, während der Wirt überhaupt von nichts weiß, die pflichtgemäße Obsorge erfüllt, sie zu vernachlässigen. Man sieht, wie schwer es der Mensch hienieden hat, mit Herrn Bekessy auch nur als Angeklagten ins Gericht zu gehen. Wenn man indes eine Ahnung hätte, wie ich in diesem Punkt alle seine Angelegenheiten pupillarsicher verwalte und wie er sich auf mich und meinen Rechts-

beistand verlassen kann, dann würde man schon die Hoffnung nicht aufgeben. »Lange zwar mahlen die Mühlen der Götter, doch mahlen sie Feinmehl« (was natürlich gar nichts mit der Ankerbrotfabrik zu tun hat). Er, dem dergleichen in seiner Karriere zum erstenmal passiert, müßte doch eigentlich schon den Bann der Unentrinnbarkeit spüren und anerkennen, daß er gegen meine Erpressertechnik ein Zögling des Budapester Waiseninstitutes ist. Und dabei ist sie nur l'art pour l'art, einfach hinausgeworfene Milliarden, denn ich will von ihm gar nichts anderes, als daß er Wien nichts mehr gibt. Nicht einmal die Sensation will ich, der Residenz eine Geschichte zu erzählen, auf Grund welcher Vorbedingungen man ihr Publizist wird und mit welchen Mitteln man es ist und bleiben möchte, nichts will ich, als daß man aufhört, es zu sein. Muß denn die Residenz alles wissen? Meine Aufgabe ist nicht, ihr Tatsächliches mitzuteilen, bloß ihr Ruhe zu verschaffen. Eine meiner unwürdige Aufgabe, finden die Zuschauer, ohne deren Anregungen ich auch weiterhin fortzukommen hoffe. Sie haben es gewiß nicht verdient, daß ich mich so für sie plage, und sie haben eigentlich ganz recht damit, daß wenig geändert wäre, wenn er ginge, da doch sie zurückbleiben. Trotzdem halte ich es — und sie müssen mir da blind vertrauen — für nicht unwichtig, daß er geht. Sehen sie denn nicht, wie wir zwei uns verstehen? Ich glaube, ich habe fast schon so wenig Geheimnisse vor ihm wie er vor mir. Er ist viel klüger als die Unbeteiligten, er weiß, daß es mir nicht um mich zu tun ist, daß mein eigener Fall nur ein wenngleich starkes und leider unentbehrliches Illustrationsfaktum ist und daß auch ohne dieses mich nichts in der Aktion, die ich führe, aufhalten könnte. Er hat ein großes Erlebnis, erkennt, daß ich »ganz in der Art eines Revolverjournalisten mit aufgehobenem Zeigefinger vor meinem Material stehe«, und kann nur staunen, daß ich so wenig davon habe. Dieses Material, meint er, sei »auch dann falsch, wenn es echt ist«: eine Antithese, die auch dann von mir ist, wenn sie von ihm ist. Immerhin schon mit dem Gedanken vertraut, daß jenes echt sein könnte, einem integren Erpresser ausgeliefert, der kein Geld will und keine Butter auf dem Kopf hat, also in einer noch nicht erlebten Zwangslage, in der einfach nichts zu machen ist, wird er wohl noch ein paar Mal versuchen, einen Wirbel zu machen und mit Material zu kommen, das auch dann echt ist, wenn es falsch ist: der berühmte Bekessy—Schrei, der schon im Schatten der Femegestalt ausgestoßen wird. Aber endlich wird es Debrecziners letzter Versuch in Wien sein und wenngleich 'Tözsdei Kurir' nicht mehr auferstehen dürfte, so wird doch auch der Börse die letzte Stunde geschlagen haben. Denn auf die Dauer werden wir's ja doch nicht ertragen, und man kann schließlich auch wieder mit Seife, Wurst, Kerzen, Kartoffelgriesmehl, Cakes, Limonadepulver und Ziegeleimaschinen reüssieren statt mit öffentlicher Meinung, mag diese von Natur auch noch so verwandt sein.

Indem ich aber so müßige Phantasien spinne (wozu mir die Wendung eines blendenden Chroniqueurs einfällt, von jener »Spinne, die jeden Spinnerich frißt, der sich ihr mit Konjunktursamen nähert«), indem ich mich also Träumereien hingeebe, ertappe ich mich dabei, daß ich von meinem eigenen Vorleben ablenken will, wie bei Shakespeare die Nachtigall vom Leumund. »Karl Kraus und das große Herz Peter Altenbergs«, das war schon ein Blattschuß, treffender als die Enthüllung, wie Wilhelm Liebknecht 1900 meinen Brief unbeantwortet ließ. Dieser mag einen Seltenheitswert haben, aber der Brief Altenbergs, der keinen hat, ist trotzdem wertvoller, denn aus ihm geht Altenbergs Verachtung unmittelbarer hervor als aus der Antwort Liebknechts, die man nicht hat und darum nur als nicht eingetroffen verzeichnen kann. Die Hyäne, die den Nachlaß der Kupplerin Hannover gewittert hat und der jetzt gar etwas aus der Schreibtischlade Viktor Adlers zufällt, wird ohne Zweifel

noch manches Erbstück zur Brandschatzung oder, wenn sie mißlingt, zur Kompromittierung Lebender erraffen, und wo Willinger nicht ausreicht, werden verblichene Photos gute Dienste tun. Wenn man nun bedenkt, daß für eine Ansichtskarte, die mich als Jüngling mit Strohhut zeigt, was doch ohne Zweifel eine Pikanterie ist, einige Millionen Kronen geboten werden, also weit mehr als die Geldstrafe für den unerlaubten Abdruck betragen wird, so war ein Brief Peter Altenbergs, der ein Zornwort gegen mich enthält, schon sein Geld und sein Faksimile wert. Daß Altenberg (der freilich ob solcher Verschwendung getobt hätte) mit einer mich konsternierenden Endgültigkeit da über mich ausgesagt hat, daß er es nie widerrufen hätte und daß es einfach undenkbar ist, es könnte in fünfhundert anderen seiner Briefe das Gegenteil stehen (oder gar in den an mich gerichteten eben dasselbe über Bekessys Helfer) — und daß somit auch meine falsche Freundschaft und feige Heimtücke bewiesen ist —: dieses Gefühl muß doch jeder haben, der Altenberg gekannt hat. Er hat aus seiner Meinung über mich »kein Hehl gemacht« und er war nur gezwungen, sie in zahllosen anderen Briefen und gar im Druck zu verbergen. Daß wir »tausend Fackeln brauchen«, war ihm, dem schon vor der einen graute, nur in die Maschine gerutscht. Sonst war er unentwegt. Und jeder, der ihn gekannt hat, mußte erschrecken, als ich einst ein Urteil von ihm, gleichfalls faksimiliert, wiedergab, das geradezu ein Todesurteil war:

Lieber Karl,

ich halte den — — für das heimtückisch—schleimig—schleichende *talentloseste* und *infolgedessen* (6 mal unterstrichen) gemein rachsüchtigste Reptil der modernen *Entwicklung!* Ein *Schädling!* (3 mal) Ich ersuche Dich dringend und höflich, ihn zu *vernichten!* (2 mal)

Wenn *unsere Wege* auch *auseinandergehen*, so sind es doch *Wege* (2 mal), und nicht dunkle *nach rückwärts—Führungen!*

Dein Peter

P. S. Ein gemeiner Juden—Köter, der ohne *Talent* und ohne *Persönlichkeit* eppes etwas erreichen möchte *dennoch!* *Gott strafe ihn!* Er ist der *Nährer*, der organische, des philosophischen *Antisemitismus!!!*

P. A.

Ich hatte unter etwa tausend, die ich besitze, ohne Wahl ein Dokument ergriffen, welches mir für das auch im Haß große Herz und für die völlige Unverbindlichkeit dieses Hasses charakteristisch erschien, und den Namen des heimtückisch—schleimig—schleichenden talentlosesten und infolgedessen gemein rachsüchtigsten Reptils weggelassen, das doch möglicherweise im Besitze eines Kompliments von ihm war. So schlecht kannte ich, solchen Widerspruchs fähig erfand ich sein großes Herz. Die es aber besser kannten als ich, dessen Nähe er durch dreißig Jahre wengleich mit Grauen ertragen hat, wußten, daß es ein Urteil war. Vielleicht war es sogar eher eins als die Bemerkung, die mich der heimtückisch—feigen Schar zuzählt und die vielleicht darauf zurückzuführen ist, daß ich einmal durch eine große Sammlung für den großen und unbezahlbaren Sammler ihm die kleinen Sammlungen, die ihn in den Narrendienst für die kleinen Mäzene zwangen, ersparen wollte, oder daß ich die Preisgabe seines Genies an ein Schmierblatt beklagt hatte. Er hätte vermutlich heute auch von dem schmierigsten, das wir haben, Sold genommen, er wäre der einzige Mensch gewesen, für den es keinen Makel bedeutet hätte, und wer ihm die Schmach, die's ja für den fühlenden Zeugen war, abge-

kauft hätte, den hätte er um der Verkürzung willen verflucht (denn er hätte doch sonst, wie er in solchem Falle berechnete, »die Entschädigung und das Honorar gehabt!«). Seine Geldbefangenheit war grenzenlos wie alles an ihm, sie ging wohl so weit, daß selbst die Entschädigungssumme, die Frankreich an Deutschland im Jahre 1871 zu zahlen hatte, ihm entzogen war, und ihr tragischer Humor verstieg sich zu unvergeßlichen Wendungen, wie dem Hilferuf, den er einst an seinen Bruder gelangen ließ: »Georg, rette mich, ich stehe vor dem Nichts. Alle meine Ersparnisse habe ich in die Sparkasse gelegt, habe darum keinen Kreuzer und weiß nicht, wovon ich leben soll!« Ganz sicher war es nicht, daß das rachsüchtigste Reptil nicht als Christusmensch in einem andern Briefe vorkam, wenn dieser die Bestätigung einer kleinen Monatsrente enthalten hätte. P. A. hatte mit E. B. absolut gemeinsam, daß er von jedem Geld nahm; der Unterschied waren nur die Geringfügigkeit der Beträge und die Unbestechlichkeit des Empfängers. Verschweigen konnte er nichts. Im Augenblick reagierte er auf den Eindruck, der den ihm Intirnsten und Fremdesten gegenüber fast ausschließlich von der ökonomischen Haltung beeinflusst war, im nächsten Augenblick emovierte er sich ins Andererseits, und dennoch und über dem Element der Stimmungen war er der konsequenteste, unerbittlichste Erkenner. Ich kannte ihn bloß so gut, daß ich jede seiner Reaktionen und Emotionen in ihren hundertfältigen Abtönungen zwischen Fluch und Segen nachbilden, nein so Vorbilden konnte, daß die Probe jedesmal unfehlbar gelang. Der Einfall, daß durch eine Fixierung dieses Aprilwetters, dessen Opfer, Günstling und immer entzückter Betrachter ich durch ein Menschenalter war, mir ein Ehrenschaude erwachsen könnte, ist selbst des Trotzels nicht würdig, den ein Spitzbub darstellt, um was immer gegen mich zu unternehmen. Eine Kompromittierung durch Peter Altenbergs Tadel dürfte wohl die letzte Gefahr sein, die mein Leumund zu fürchten hat. Krethi und Plethi, Mausi und Lausi haben von ihm in Wort und Schrift das Endgültige über mich empfangen — ich natürlich nie dergleichen. Sie wären auch berufener gewesen, an seinem Grabe zu sprechen, zu welchem Amt ich mich bekanntlich gedrängt habe, nachdem ich sein Leben vernichtet hatte. Aber wenn das Pack sich auf Altenberg als Urteilsfaktor beruft, so könnte ihnen in einem Maß gedient werden, daß ihnen die Sinne, mit denen sie sich und die Welt über die Wirklichkeit betrügen, vergehen würden. Ich habe den Reinsten, der je den Umgang des Schmutzes erduldet hat, in eine Literatur gebracht, die mir noch heute nachträgt, daß sie von seinem Genie überstrahlt wurde; ich habe ihm zu einer Publizität verholfen, die sich nun wirklich erfreuen darf, die Grabrede, die ich ihm hielt, mit Anführungszeichen zu umgrinsen — wie er vom Beginn bis zum Ende in Wahrheit zu mir stand, das würde ich nie aus Briefen beweisen wollen und nie aus Gesprächen. Denn seine Verzückung wäre so wenig ein Urteil über mich wie seine Schmähung, von der ich vermutlich auch gute Proben besitze. Wie ich ihn sah, konnte dieser Widerspruch seiner Hoheit so wenig anhaben wie alle scheinbare Erniedrigung für den Geldgedanken. Die ihn besser gekannt haben, müßten ihm einen sittlichen Vorwurf daraus machen. wenn sich zufällig herausstellen sollte, daß das Reptil, welches aus Rachsucht den Brief einem Reptil ausgeliefert hat, damit er gegen mich zeuge, identisch ist mit dem rachsüchtigen Reptil, um dessen Vernichtung ich dringend und höflich gebeten wurde. Möglich wäre es; aber für noch möglicher halte ich, daß sich zu diesem Dienst ein weit ärgeres Reptil hergegeben hat, dem »die einzig richtige und mögliche Art der Abwehr« nachgerühmt wird, und als solche ist wohl auch eine anonyme Lumperei zu würdigen, die zu enthüllen des Schweißes der Edlen wert sein wird. Wir wollen uns das angelegen sein lassen, auf die Gefahr hin, in ein literarisches Jagdrevier vorzustößen, wo man

Reptilien auf der Pirsch erlegt. Altenbergs Groll — das weiß der schuftige Helfer des Schufts, wer immer er wäre — hat keine Minute, geschweige denn eine Stunde vorgehalten. Er konnte mit seinem Bettelstab den Nachbarn bedrohen, der eine Gabe empfangen, oder den, welcher sie diesem gegeben hatte — aber hassenswert bleibt nur, wer ihn in solcher und jeder andern Laune beim Wort nahm, dieses für die bare Münze, für die es so oft gegeben war, und der es heute zum Zeugen gegen sein ganzes großes Herz beruft. Nichts wäre unmöglicher, als die Materie dieses außerordentlichen Lebens einem bürgerlichen Verständnis aufzuschließen, nichts somit bedenklicher, als den Kujon, der da mit wissentlicher Wahrheitswidrigkeit hineinlangt, vor ein Volksgericht zu stellen. Das konnte ich erfolgreich mit jenem galizischen Schmierer unternehmen, der behauptet hatte, daß ich zu jenen gehört hätte, die Altenberg »verhungern ließen«, um mir dann »die Tasche mit dem Ertrag der Grabrede zu füllen«. Das hätte ich vielleicht auch mit dem Träger des Grillparzerpreises riskieren können, der das literarhistorische Verdienst hat, durch eine magische Trilogie das Gerücht verbreitet zu haben, ich hätte am Grabe Peter Altenbergs »mit geschminkten Lippen« geredet und nachher an die Trauernden die Frage gestellt: »Wie hab ich gewirkt?« Aber diesen Dichter hätte die Verantwortung gerettet, er habe das nur so im magischen Sinne gemeint; und der Gerüchthaftigkeit und der Mückenplage, deren publizistisches Walten sich meines Lebens und vorzüglich meiner Beziehung zu Altenberg bemächtigt hat; wäre kein Ende. Im gegebenen Fall, wo es sich um die schlichte Trottelei handelt, daß einer seiner Millionen Flüche das Verdikt über mich sprechen soll, wird es genügen, den Adressaten, der ihn für die Zwecke des Herrn Bekessy ausgeliefert hat, aus dem Hinterhalt zu locken und sodann einem Publikum vorzustellen, das von der Literatur noch immer eine ganz unzureichende Vorstellung hat. Einstweilen mag es sich diese durch die erschütternde Tatsache ergänzen, daß an dem nämlichen Tag, an dem das »Banditenblatt« die Enthüllung brachte, das andere, welches der Präger dieser Bezeichnung redigiert, den folgenden Satz enthalten hat:

*Auch in allen Altenberg—Anekdoten kommt Loos vor, in allen Briefen Peters. Die wüstesten Beschimpfungen galten seinem »Todfeind« A. L. Keinen Tag hätte es Peter ohne den Todfeind ausgehalten.*

So hat sich denn alles wider ihn verschworen und selbst den Zufall, in dessen Sphäre sein Talent hochgekommen ist, habe ich in meiner Hand. Und da es keinen Plan geben könnte, den ich nicht imstande wäre der seinen zu entwinden, so wird er sich nicht mehr allzu lange auf die Stütze der sittlichen Apathie in Zeit und Raum verlassen können. Man mag mit Berufung auf Altenbergs Zeugnis sagen, es sei Lebensvernichtung durch feige Tücke, die jemandem das Heim mißgönnt. Man könnte aber auch sagen, es sei ein Entscheidungskampf zwischen Geist und Materie, der selbst durch den Sieg dieser zu jenes Gunsten beendet wäre, weil die Tat doch als Beispiel durch eine unempfindliche Gegenwart hindurchwirkt. Deren eigentlichster Vertreter erlebt an mir einen Grad von Opferfähigkeit, auf den er nicht gefaßt war und der ihm in Wahrheit mehr imponiert als allen Unbeteiligten. Ich bin ein Erpresser um Gottes Lohn; und der der Welt ist Undank. Hundert Seiten widme ich ihm und setze mich dem Mißverständnis der vielen aus, die nicht wissen, daß reinste Lyrik und Laune der Weltbetrachtung sich jenseits der Würdigkeit des Anlasses entfalten, daß in einem Straßenmädchen der Triumph der Natur gedacht sein kann wie in einem Spitzbuben eine Kulturkatastrophe. Dieser erfährt in einem hohen Maße meine Selbstlosigkeit. In dem ihm wohlbekannten »Maß für Maß«, worin er sich — eine Fehlbesetzung — die Rolle des Herzogs von



Wien zugeteilt hat statt die des Parasiten, sagt jener, dem zum Schluß das phantastische Erlebnis: »Entlarvt durch Lucio« widerfährt: »Der Himmel braucht uns, so wie wir die Fackeln, sie leuchten nicht für sich«. Auch dieser Lucio, stolz bekennend: »Ich bin eine Art von Klette, ich hänge mich an«, schmätzt den Sendboten der Sittlichkeit, unterschiebt ihm die eigene Niedertracht, und nachdem er des Herzogs Gesicht erkannt hat, entschuldigt er die Verleumdung, indem er beteuert, er habe »das nur so nach hergebrachter Manier zum Spaß gesagt«. Die Sache nimmt den ihr gemäßen Ausgang und wieder zeigt sich, daß dieser Autor das Zeug hatte, alles vorauszuwissen und kein moralisches Bedürfnis unbefriedigt zu lassen. Freilich, wenn die dramatische Gerechtigkeit erfüllt ist, ist die Spannung dahin. Gestehen wir es, das eigentlich Fesselnde an der Figur Bekessys ist, daß er noch nicht eingesperrt war, und das ist ja der tiefere Sinn dieses Kriminalfilms, daß man ermessen mag, was der Mann alles angestellt haben muß, um derart unbescholten zu sein. Ich habe jetzt die wichtigsten Peripetien seiner Laufbahn durchaus studiert mit heißem Bemühn und bin so klug als wie zuvor; denn diese Fähigkeit, immer im letzten Moment herauszukommen, könnte einen Freidenker zum Wundergläubigen machen. Allen Skeptikern gegenüber ist er lebenslänglich Revolver bei Fuß gestanden. Aber er hat keinen Kläger gefunden, und wenn einen Kläger, so keinen Richter, und wenn er einen Richter fand, so waren keine Akten zu finden. Er ist wie nur ein Vokal aus der Maschine gerutscht. In Krieg und Frieden hat er kein Mißlingen gekannt. Als die Welt in Flammen aufging, ist es ihm mit der Zurückhaltung von notwendigen Bedarfsartikeln gelungen wie mit der Freigabe des Heldentods für andere; selbst ihm zugewendet, kehrte er im Nu zu jenen zurück. Aber das Imponierendste ist doch, wie er aus dem Preßwinkel der schmutzigsten Chantage noch die weltgeschichtlichen Umschwünge zu nützen gewußt hat, wie er sich abwechselnd zur Verteidigung der Kommune und der kapitalistischen Gesellschaftsordnung erbötig machte, wie sein individueller Terror mit dem roten und mit dem weißen fertig ward. So konnte er sich drüben alles richten und führt nun, da es ihm hüben eo ipso gelang, die Erkenntnis ad absurdum, daß extra Hungariam kein Leben sei. Es war einer seiner größten Augenblicke, als er die Prinzipien seiner Weltanschauung in den Ruf zusammenfaßte: Der Freiheit eine Kasse! An jenen, die ihn deshalb für einen Freiheitsmann hielten, wird es nun liegen, das Mißverständnis aus dem Weg zu räumen.

---

## Glossen

### GRASHÜPFER UND STRANDLÄUFER

Bekessy klagt. (Man erschrecke nicht. Wer wird denn gleich das Phantastischeste denken!) Er klagt nicht, weil ich ihn vor neunhundert Zeugen einen Schuft genannt und mich erbötig gemacht habe, zu beweisen, daß er einer ist. Er klagt nur, weil ich das Lichtbild, das ihn im Tanz am Pranger darstellt, nachgedruckt habe <sup>1</sup>. »Bekanntlich« gibt sich die Preßhefe, die seit so langer Zeit das pandorahafte Trugbild zu haschen sucht, mir etwas antun zu können, hoffend und verzweifelnd, insonderheit dem Wahne hin, daß mir »mit meinen eigenen Methoden« beizukommen sei. Ich erlaube nicht — aus Eitelkeit — die Veröffentlichung meiner Photographie (denn sie würde, zumal

1 s. Heft 697 »Glossen« # 19

wenn sie gefälscht ist, mich in meiner wahren Gestalt zeigen) und betätige mich in jenem journalistischen Gebiete strafrechtlich, in dem sich mir diese Methode der Natur nach als die einzig angemessene empfiehlt. Die Bilderfälschungsprozesse, die, noch nicht abgeschlossen, gegen den anrühmlichsten Preßverbrecher bis jetzt mit dem stärksten Erfolg geführt wurden und deren Aktion einmal in ihrer kulturellen Bedeutung dargestellt werden sollte, bilden ein Kapitel, das schon durch die Eroberung juristischen Neulands Beachtung verdient und um des Ereignisses willen, daß hier durch die Schranken einer miserablen Gesetzlichkeit der Durchbruch gegen eine schmachvoll begünstigte Preßfreiheit erfolgt ist. Nun versucht der Schwachsinn, mit dem die Schuferei zum Glück hervorragend begabt ist, mich bei meiner Methode zu packen: er vermutet, daß, wenn zwei dasselbe tun — und zwar so zwei wie wir zwei —, es dasselbe sei. Ich zitiere Bilder des Grauens wie Artikel des Grauens: die Schuferei retuschiert Bild und Text. Ich verbiete es: der Schwachsinn glaubt, desgleichen tun zu können. Der Unverwüstliche hat in der Fackel den Abdruck seines Bildes, das ihn in fröhlicher Mitte als Grashüpfer darstellt, bemerkt und nachdem einer seiner Angestellten, ein Mystiker, den ich polizeilich abstrafen ließ, in der Verhandlung geheimnisvoll angedeutet hatte, daß »auch gegen mich etwas im Gange sei«, erhielt ich faktisch eine Berichtigung, durch die ich gezwungen werden sollte, das doch völlig wirklichkeitsgetreu und ohne jede Retusche zitierte Bild in der Originalgröße zu drucken. Da nämlich dank meiner Aktion das Landesgericht wahrhaft zu Recht erkannt hat, daß ein Bild eine berichtigbare Tatsache sei, so glaubte der Schlaupkopf: wenn ein gefälschtes Bild berichtigt werden kann und die Berichtigung in der Größe des Zerrbildes gedruckt werden muß, so müsse auch ein richtig wiedergegebenes Bild in der Größe des Originals erscheinen, selbst wenn diese das Format der Zeitschrift überschreitet. Ich tät's ja gern, aber es geht nicht. (Sonst hätte ich's gleich das erstemal getan.) Solches Verlangen ist natürlich nur ein Spassetl im Stil der sonstigen Bübereien und ist, wie der Verüber aus diesem Heft ersieht, unerfüllt geblieben. Er wollte bei dieser Gelegenheit auch festgestellt haben, daß das Kreuzel, welches unter seiner Gestalt angebracht war und das ihn sowohl als Mittelpunktfigur wie als entgeltliche Erscheinung deutlich erkennbar machen sollte, sich unter dem Originalbild nicht befindet. Bewundernswert ist die andauernd gute Laune eines Menschen, der, weil er Wiener geworden ist, glaubt, daß er nicht untergehen kann, sich aber aller kriminalistischen Voraussicht nach darin täuschen wird. Ernstlich jedoch meinte er, daß die Reproduktion der Grashüpfergruppe auch ein Eingriff ins Urheberrecht sei, da ich selbst ja die bübische Verwendung meiner Bilder als solchen verfolgt habe. Der Verlag der 'Bühne' erstattete die Strafanzeige gegen mich (Trompeteur) und ich beschloß, die Schwärmer erst in der Hauptverhandlung zu enttäuschen, nämlich erst dann den Präzedenzfall meines Freispruchs und der Bestätigung durch den Obersten Gerichtshof zu erwähnen, die erfolgt sind, nachdem ich im Zusammenhang einer Besprechung der »Staackmänner« das Konterfei des Strandläufers Otto Ernst gebracht hatte <sup>1</sup>, des Dichters, den ich — bekanntlich — einst verehrt habe. (Der Schwachsinn dieses der Literatur bereits einverleibten Motivs ist ohne Migräne nicht zu ermessen.) Ich wurde also von Leuten, denen die Hurenbelletistik viel Zeit und Geld übrigläßt, wegen Vergehens gegen das Urheberrecht angezeigt und begnügte mich, dem Untersuchungsrichter wörtlich das folgende Protokoll zu diktieren:

---

1 s. Heft 398 »Die Staackmänner« # 03 und Heft 406 »Der Fall einer deutschen Mona Lisa« # 03

Ich habe den Artikel »Die Welt der 'Bühne'« verfaßt und zum Drucke befördert. Mit der Aufnahme des Bildes zur Illustrierung der in dem Artikel dargestellten Sphäre habe ich eine sittliche Pflicht erfüllt, die in einem gesetzlichen Recht ihre Deckung findet.

Die sittliche Pflicht erblicke ich in der Veranschaulichung der Ungeheuerlichkeit, daß ein Mensch, der von mir an den Pranger gestellt wurde, unmittelbar darauf an diesem tanzt, daß er vermöge der von mir stigmatisierten Wirksamkeit die Macht hat, andere Personen, zumal Theaterleute, zur Mitwirkung an diesem Schauspiel zu bestimmen, und den Mut, sich mit ihnen in dieser Situation noch photographieren zu lassen und das Bild gar zu veröffentlichen. Ich hatte in einem Vortrag die Parole ausgegeben: »Hinaus aus Wien mit dem Schuft!« und ich mußte nun mit schmerzlichem Befremden wahrnehmen, daß er, — es war Sommer — diese Parole als eine Aufforderung zu einem Ausflug in die Umgebung Wiens und zu einem Tanz im Grünen auffaßte. Diese Parole bildet den Titel des Artikels, der dem Bilde unmittelbar folgt und der, auf das Bild hinweisend, die Ungeheuerlichkeit dieser Schaustellung zum Gegenstande hat. Sowohl »Die Welt der Bühne,« wie der Anfang und Schluß des folgenden Artikels beziehen sich darauf.

Das gesetzliche Recht zur Erfüllung der sittlichen Pflicht, diese Tatsache anschaulich darzustellen, also das Recht zur Zitierung des Bildes in dem Zusammenhang der beiden Artikel, ist im Urheberrechtsgesetz vollauf begründet.

Man wird mit Recht vermuten, daß nicht allzuhäufig ein solches Protokoll im Wiener Landesgericht entstanden sein dürfte. Bald darauf erhielt ich den folgenden

*Beschluß:*

Vr XXVI 7150/25

Die über Antrag des Privatanklägers Kronos—Verlag A. G. wider Karl Kraus wegen Vergehens nach § 44 des Urheberrechtsgesetzes eingeleitete Voruntersuchung wird gemäß § 109 St. P. O. eingestellt, da der Privatankläger es unterlassen hat, innerhalb der Frist des § 112 St. P. O. die Anklageschrift einzubringen oder Anträge auf Ergänzung der Voruntersuchung zu stellen.

Gemäß § 390 St. P. O. wird dem Privatankläger der Ersatz aller infolge seines Einschreitens aufgelaufenen Kosten aufgetragen und hat derselbe im Sinne des Art. II des Ges. vom 8. 7. 1925 den Pauschalbetrag von 50 S binnen 14 Tagen bei sonstiger Exekution hiergerichts zu erlegen.

Landesgericht für Strafsachen I Wien

Abt. XXVI, am 14. 12. 1925

Was war geschehen? Welche Einsicht hat rechtzeitig die Verminderung der Kosten empfohlen? Wäre vielleicht — wie sagt doch Trompeteur — »die Unbedingtheit« des Urheberrechts an dem Lichtbilde »durch das Licht des Gerichtsverfahrens abgeschwächt« worden? Das Erstaunliche an dem Fall ist wieder der Mut, mit dem sich dieser Bekessy in die Nähe des Gerichtssaals traut. Ganz geht er ja nicht hinein; aber er gustiert. Ich bemühe mich nach Kräften, rede ihm zu, wie ich kann, und habe — unter uns — noch keineswegs die Hoffnung aufgegeben, ihn hineinzubringen. im Fall Miksa Rosenberg hat er meiner Voraussage gemäß erklärt, daß er von nichts wisse, ganz im Gegensatz zu mir, der von vielem weiß. Und jetzt, wo er sich als Kläger versuchte,

kann man auch wieder nur die alte Erfahrung aussprechen., daß er zwar mit einem Fuß im Landesgericht steht, aber ihn zurückzieht. Wiewohl ihm, wenn er wegen Urheberrechts klagt, wirklich nicht viel passieren könnte. Aber im Freien ist er doch beweglicher und der Grashüpfer wollte nicht die Gefahr laufen, in die der Strandläufer gehüpft war. Wozu er solcherlei erst versucht, weiß kein Mensch. Er unterstützt publizistisch die Beschwerde der Richterschaft wegen deren ungeheurer Überlastung, aber ausschließlich er hat diese seit seiner Etablierung in Wien auf dem Gewissen, indem doch seine Leute fast täglich bei Gericht zu tun haben, wenngleich zumeist nur aus dem Grund, weil sie jene pflichtgemäße Obsorge vernachlässigen, die sie nie hätten übernehmen sollen. Dazu kommen nun auch die mutwilligen Prozesse, für deren Zurückziehung dann ein Pauschalbetrag von 50 Schilling gezahlt werden muß, der natürlich leicht aufzubringen ist, solange die anderen Pauschalbeträge einlaufen. Sollte das nicht mehr allzulange der Fall sein und die Preisfrage des Schicksals »Was tan mr jetzt?« auftauchen, so wird wohl die Kuratel unvermeidlich sein, die unter allem, was über Herrn Bekessy verhängt werden könnte, schließlich doch das geringste wäre. Aber Geduld — es kommt auch noch der Moment, wo ihm die Fiß weh tun!

---

#### KLEINE ERFOLGE

Meine unbestreitbare Eitelkeit, die in diesem Heft geradezu Orgien feiert, läßt vielfach noch immer meine Kleinlichkeit übersehen. Diese Eitelkeit, die sich im Herausstreichen von Anerkennungen genügt, hat deren Spender schon vorher so in ihren Bann gerissen, daß sie geistige Resultate dort wahrzunehmen glauben, wo die minimalsten praktischen erzielt wurden. Machen wir uns nichts vor. Wenn die Leute mich, der es selbst am besten weiß, fragen wollten, würden sie erfahren, daß in Wirklichkeit herzlich wenig erreicht wurde. Blicken wir zurück. Der einzige halbwegs beträchtliche Erfolg meines Wirkens war, daß, nachdem ich mich einmal über die Gedankenstriche des Aphoristikers der 'Wiener Stimmen' lustig gemacht hatte — ein interessanter Kopf, ich glaube, er unterschrieb »Oha« und gemahnte an Chamfort und Masaidék —, der Erfolg war also, daß im letzten Augenblick die Gedankenstriche ausblieben. Aber dieses Resultat wäre nicht sichtbar gewesen, wenn der Gedanke einfach ohne den vorbereitenden Strich hingestellt worden wäre. Vielmehr kratzte die Redaktion oder Schriftleitung, unmittelbar nachdem sie meiner Kritik ansichtig geworden war, die unzähligen Gedankenstriche geschwind noch in der Druckplatte aus und es erschienen leere Stellen. Nicht nur dort, wo die Gedanken standen, sondern auch unmittelbar vor diesen. Das wirkte allerdings nicht mehr als die Vorsichtsmaßregel, die der Gedankenstrich eines solchen Satirikers bedeutet, der dem Leser, bevor er ihm die Pointe eingibt, »Oha« zuruft, sondern es wirkte im Gegenteil als eine Falle und tatsächlich sollen damals auch zahlreiche Leser der 'Wiener Stimmen' hineingefallen sein, in welchem Falle wiederum sie »Oha« zu rufen pflegen. Erst in den späteren Aphorismenreihen blieben auch die Lücken aus. Da sich aber aus diesem Grunde den Lesern der 'Wiener Stimmen' Lücken fühlbar machten und sie der Schriftleitung ein Oha des Protestes zuriefen, weil sie durchaus nicht gesonnen waren, zu straucheln, nämlich über die Pointe (die zu unvermittelt kam) hinüberzulesen, und da auch Oha selbst gegen diesen Eingriff protestiert haben dürfte, so erschienen wieder die Gedankenstriche, und ich war um

die Illusion meines praktischen Erfolges betrogen. Immerhin, in der Rückerinnerung war's einer gewesen, und es spricht eigentlich für meine Bescheidenheit, daß ich damals mit keinem Wort davon ein Aufheben gemacht habe. Man hätte mir freilich entgegenhalten können, was ich alles nicht erreicht habe! Ich hatte zum Beispiel so sehr danach getrachtet, daß der bekannte Musikkritiker Decsey nicht mehr »ausverkauftissimo« sage — justament tat er's. Ich hatte gewünscht, daß er sich die Haare schneiden lasse, denn ich habe eine Aversion gegen Bubiköpfe bei Musikkritikern; in einem solchen wohnt aber der Eigensinn mit seinem »Just nicht!«. Und habe ich denn erreichen können, daß über allen Gipfeln Ruh ist, und verhindert, daß in allen Geschäften dieses heilige Gefühl weiter geschändet wird? Habe ich durchgesetzt, daß dasselbe Gesindel nicht unablässig ausbaue und vertiefe? Dagegen ist mir wieder der Erfolg zuzuschreiben, daß mein Kollege Liebstockel das Doktorat abgelegt hat und auf dem Titelblatt der 'Bühne' nicht mehr den Titel führt, den ihm ohnedies kein Schauspieler vorzuenthalten wagen würde. Er hat mir aber selbst diesen Erfolg nicht gegönnt, da er mir den Doktor, dessen Problematik ich in der Polizeiverhandlung erörtern ließ, knapp vor Erscheinen meines Berichts vor die Füße warf, so daß dessen Leser, die vergleichend die 'Bühne' zur Hand nahmen, glauben mußten, ich hätte sie düpiert und nicht der doch gänzlich ungraduierte Chefredakteur. Immerhin, er hat sich beeilt und man würde ihm heute den Doktor so wenig ansehen wie seinem verehrten Herausgeber, »einem Manne wie Emmerich Bekessy«, daß er in Leumunds Zeiten Ingenieur war, wiewohl er nur Erfinder war. Wer aber nach diesen Teilerfolgen, im Mißverhältnis zwischen deren Unbedeutung und dem Eifer, sie zu erringen, schon einen Eindruck von meiner Kleinlichkeit bekommen muß, sollte doch nicht vergessen, daß ich auch andere Sorgen habe, zum Beispiel jene, von der seit einem Jahr in der Fackel so unermüdlich die Rede ist, daß die Leute, die wieder andere Sorgen haben, sich wundern. Aber hier verfolge ich ein großes, ein geradezu ideales Ziel. Sollte ich es erreichen, so wird wiederum mehr meine Eitelkeit in den Vordergrund treten und zwar so, daß mit mir nicht zu reden sein wird, was eigentlich schon jetzt der Fall ist. Sollte ich es nicht erreichen, so würde solcher Mißerfolg eben im Wesen des Ideals liegen, und ich müßte mich mit dem Bewußtsein bescheiden, es gehabt und denen, die es nicht gehabt, vorgestellt zu haben. Schließlich werden sie einmal sehen, daß ich so eitel und so kleinlich gewesen bin, lieber ein großes Beispiel zu geben als einen großen Erfolg zu haben.

---

#### ZUM UNTERSCHIED VON KIERKEGAARD

Aus Theodor Haeckers Nachwort zur »Kritik der Gegenwart« von Kierkegaard, Brenner—Verlag, Innsbruck, August 1914:

... Als der Literat Goldschmidt, der die Hetze im Korsaren gegen Kierkegaard leitete und diesem zu dem Martyrium verhalf, auf der Straße »totgegrinst zu werden«, der auch reichlich über den von Kierkegaard und zur selben Zeit mit demselben Wort von Schopenhauer verworfenen Witz Heines verfügte — einmal mit Kierkegaard auf der Straße zusammentraf, ging dieser auf ihn zu und sprach mit ihm mahnend, daß er auf dem Weg der Verlorenheit sei, er sprach mit ihm nach der Art der großen Christen, die auch im Feind, den sie vernichten müssen, noch Gott lieben, und Gold-

schmidt — *fang an zu weinen, auf der Straße; er hielt es nicht allzulange aus, gab den Korsaren auf und verließ die Stadt.* Übrigens immerhin einer, der weil er sich vom Geist vernichten ließ, auch wieder vor dem Geist bestehen könnte. *Die Goldschmidts von heute würden bei weitem fortschrittlicher sein und — weiter grinsen,* denn es ist ja möglich, daß jetzt auch ein Judas, anstatt sich aufzuhängen, die Silberlinge auf die Bank trägt. Was kann er uns denn tun? würden sie sagen. Weltliche Macht hat er keine, will er keine haben, den Sparren im Kopf hat er nun einmal. Das Geld kann er uns auch nicht nehmen, also was kann er uns tun ...

Da ist schon vor allem ein Unterschied von Goldschmidt, der schließlich ein Literat war und immerhin mit dem Witz Heines hantieren konnte und nicht bloß mit dem Revolver eines in allen Weltpraktiken gewitzten Kommiss. Natürlich wäre der neuzeitliche Judas, der die Silberlinge auf die Bank trägt, von der er sie getragen hat, fortschrittlicher und würde nicht weinen. Oder vielmehr, er wäre selbst dazu imstande. Aber jedenfalls besteht auf meiner Seite eine erhebliche Abweichung von dem Vorbild einer Beziehung, die sich sonst mit so gespenstischer Identität wiederholt. Gewiß wird auch mein Goldschmidt es nicht allzulange aushalten, den Korsaren aufgeben und die Stadt verlassen; doch wird dies keineswegs durch eine persönliche Begegnung herbeigeführt werden. Weinen vertrag' ich nicht, es könnte mir zwar keine Tränen erpressen, aber es würde mich an einem Freudenspender verdrießen. Nein, so urchristlich wird die Angelegenheit bei uns nicht verlaufen, da ich, wenn ich selbst noch im Lippowitz (etwa durch Zuspruch Bahrs) Gott lieben könnte, seine Spur in dem Typus, der heute über Wien verfügt, nicht zu erkennen vermöchte. Dergleichen wird zwar vom Geist vernichtet werden, aber läßt sich von ihm nicht vernichten. Ein persönliches Zusammentreffen ist ein Ding der Unmöglichkeit, mahnendes Zureden würde mit dem Revolver beantwortet werden, das heißt zuerst mit dem Versuch einer Erpressung, der unwirksam bliebe, da ich weder zahle noch Enthüllungen fürchte, und hierauf mit einer Selbstmorddrohung, die aber auch keine Sensation mehr ist und nach den Budapester Erfahrungen wie insbesondere nach dem Fall Natsheradetz als Treppenwitz wirkt. (Denn wie der Historiker ein rückwärts gekehrter Prophet ist, so kann der Selbstmörder ein gewendeter Revolverjournalist sein.) Nein, die Sache wird sich anders machen, da bin ich unbesorgt. Wir wer'n ein' Richter brauchen!

---

#### ASSOZIATIONEN

ergeben sich jetzt leicht, wenn ich die Arbeiter—Zeitung lese.

— — weshalb die Frage wohl erlaubt ist, ob sich in Wien wirklich aller Budapester Abhub seßhaft machen und die Wiener Journalistik in Verruf bringen darf. Wir sind entschlossen, die Frage zu verneinen; genau so, wie der ausländische Ehrenmann, der Geldtaschel aus der Tasche zieht, hier kein »Asyl« zu finden hat, so auch Revolverjournalisten nicht. Und wir werden uns diese Herrschaften auch keineswegs als politische Flüchtlinge aufschwätzen lassen, denen das Asylrecht nicht verweigert werden dürfe <sup>1</sup>.

---

1 Diese Pathetik ist doch lächerlich. Kommt nach Deutschland im Jahr 2015 / 2016, da kommen Millionen und kein Schwein fragt, was die eigentlich hier zu suchen haben.

Aber das täuscht; es bezog sich auf andere. Das heißt, andere waren namentlich angeführt und zwar solche, von denen ausdrücklich festgestellt wurde, daß sie »gar nicht österreichische Staatsbürger« sind, daß sich also das mißbrauchte Asylrecht noch nicht zur Heimatberechtigung herausgewachsen hat. Demnach ist ein Mißverständnis ausgeschlossen. Oft passiert so etwas, wenn man als Leser sachlich apperzipiert und nicht zuerst den Namen der Person ins Bewußtsein aufnimmt, sondern das von ihr Ausgesagte. Dreimal in einer und derselben Nummer ist es mir neulich so gegangen:

— — Nach seiner Verhaftung wird bekannt, daß auf Grund eines gefälschten Sittenzeugnisses — —

Es war aber ein Bundesbahnadjunkt.

*Ein ungefährlicher Selbstmordversuch.* Der Arzt der Rettungsgesellschaft stellte bloß eine pulvergeschwärtzte Streifwunde oberhalb der linken Brustwarze fest. — — daß man annimmt, die Pistole sei nicht scharf geladen gewesen und der Mann habe bloß die Kapseln abgefeuert, nachdem er die Geschosse in die Kleider gesteckt hatte, *um einen Selbstmordversuch vorzutäuschen.*

Es war aber ein Sicherheitswachebeamter. Besonders verwirrte dieses :

Die *Stunde*, in der dieser *Schuft* in die Zelle der Staatsanwaltschaft abgeführt wurde, in der seine Taschen durchsucht, ihm sein Taschenmesser und seine Schuhbänder, einem alten Gefängnisbrauch entsprechend, abgenommen wurden, in der er in Begleitung von zwei Staatsanwälten, denen zwei Gefängniswärter mit aufgepflanzten Bajonetten folgten, in dem langen Korridor mit gerötetem Gesicht, mit hängendem Kopfe, mit gesenktem Blicke durch das Spalier der neugierigen Reporter schritt, die *Stunde*, da sich hinter ihm das eiserne Tor des Gefängnisses schloß: sie wird *von allen Arbeitern, vielleicht von allen anständigen Menschen als eine Stunde der Vergeltung empfunden*, als eine Verheißung, daß *der Zahntag auch für die andern noch kommen wird ...*

Es war aber Emmerich Nadossy. Sicherlich ein Mensch, auf dem schwere Blutschuld lastet, da er zwar nicht im Krieg, jedoch in der Konterrevolution seine Macht über Untergebene mißbraucht hat. Hier ist eine Verwechslung auch darum ausgeschlossen, weil es sich um einen Quäler und nicht um einen Wohltäter von Emigranten handelt. Merkwürdig und schon charakteristisch für die Sorgen, »die das Interesse eines einzelnen Schriftstellers gefangen nehmen«, ist, daß mich auch das folgende angeheimelt hat:

*Es gibt wichtigere Sorgen als die Zeppelin—Fahrt nach dem Nordpol.*

Dr. Eckener hat dieser Tage *in einer Rede* der preußischen Regierung *den Vorwurf gemacht*, die Zeppelin—Spende für den Nordpolflug sabotiert zu haben. — — Die preußische Regierung weist nunmehr amtlich diese Angriffe Dr. Eckeners als unberechtigt und *jedes Maß übersteigend* aufs schärfste zurück. — — der *gegenwärtige Zeitpunkt* der drückendsten *wirtschaftlichen Not* und der täglich ansteigenden bedrohlich großen *Arbeitslosigkeit* der denkbar ungeeignetste — — Wenn Dr. Eckenet trotzdem und in genauer Kenntnis der Gründe von »Sabotage« spricht, so beweise das nur, »daß er *lediglich sein ihn völlig erfüllendes Einzelprogramm* sieht, aber nicht imstande ist, zu verstehen, daß eine Regierung über noch so wichtige und hochbedeutende *Einzelfragen* hinaus die *Gesamtinteressen* zu wahren hat. — —

Hier bin ich tatsächlich gleichfalls der Ansicht, daß es wichtigere Sorgen gibt als die Entdeckung des Nordpols. Trotzdem zweifle ich nicht, daß man sich in

Deutschland gegebenen Falles auch zu wichtigeren Expeditionen, die hinaus aus Berlin führen, entschlossen zeigen würde. Mir geht's aber mit allem, was ich jetzt lese, so: daß ich mich versucht fühle, vor fremder Bewußtseinschwelle zu kehren. Denn bei aller Anerkennung der anderen Sorgen und der größeren Themen habe ich nun einmal die meinen und kleinen. Gewiß, ein Wallenstein lebt und stirbt in der Haupt— und Staatsaktion, aber der Kammerdiener hat im Kärntnerland ein kleines Gut und sorgt, sie nehmen's ihm. Wär' mir nicht lieb, wenn das Interesse für die ungarische Fälschung von Tausendfrancsnoten, so lebenswichtig es für uns als Nachbarschaft sein mag, etwa das Interesse für die dortigen Leumundsnoten erstickte, die von einander zu unterscheiden nicht einmal der Lupe bedarf. Ich steh' hier auf meinem Schein.

---

## **Sie haben andere Sorgen**

*Gesprochen am 3. Januar*

Muß ich es sagen, daß nichts als der Respekt vor eben diesen, die Überzeugung von ihrer Wichtigkeit, der Wunsch, sie durch das Bewußtsein erneuerten Menschentums erleichtert zu sehen, auch noch die Bürde der kulturellen Sorgen empfohlen hat? Muß ich es dreimal sagen, und einem Schlagwort opponieren, welches ich hätte erfinden können, wenn ich es nicht vorweggenommen hätte? Entstammt es nicht dem geistigen Arsenal einer Weltordnung, die immer die andern Sorgen hat, um dem Drang, nach Erneuerung zu begegnen? Die Arbeiter—Zeitung hat am 24. Dezember zu der Anklage wegen Vernachlässigung der kulturellen Obsorge durch den verantwortlichen Parteiwilken in einem Artikel Stellung genommen; ich kann an diesem ebensowenig »gleichgültig vorübergehen«, wie sie an meinem Ausfall, und wengleich ich die Presse überschätze, indem doch »bedrucktes Papier, kaum ans Tageslicht getreten, schon vergangen ist«, so will ich dieses hier vor solchem Schicksal so sicher bewahren, wie es mir mit wertloseren Beispielen einer vergänglichen Meinung zu gelingen pflegt. Ich will es aufheben, nicht bloß als das Zeugnis einer fühlenden Brust, die ich seit so vielen Jahren unter den Larven des Wiener Geisteslebens, unter den Lemuren der österreichischen Politik erkenne und achte, sondern auch als einen Beweis für das Unvermögen der Herzhaftigkeit, mit dem Zwangspaß der Parteireligion an Wahrheiten vorbeizukommen. Aber um wie viel schwerer habe ich es doch selbst! Durch eine Sympathie, die hier zum Begriff des Mitfühlens, ja Mitleidens zurückkehrt, in den tragischen Konflikt einbezogen, der einem Temperament die Schranke der allgemeinen Überzeugung gegen die besondere setzt, muß ich ihm den Widerspruch zu mir leichter machen als zu sich selbst. Meine Hemmung ist eine respektvolle Begleiterscheinung. Stünde ich keiner Persönlichkeit gegenüber, deren Herz allein hundert Meinungsschufte dieser ehr— und gefühllosen Region aufwiegt, geschweige einen — so möchte ich freier beklagen, daß sich im Angesichte der Wahrheit die Wirrnis nicht löst, sondern verwirrt und daß Argumente zur Antwort dienen können, die der Angriff erledigt hat. Wäre es nicht ein lebendiger Mensch, der hier aus lebendigem Glauben die löbliche Unterwerfung vollzieht, so könnte ich dreister bekennen, daß ich die Dogmen für das Übel halte, und verlangen, daß der Parteimann sich der Taktik meiner geistigen und sittlichen Auffassungen anbequeme, ehe ich einer Parteitaktik zuliebe ihnen etwas vergebe. Ja ich dürfte das Staunen über meinen Mut, eine



Parteienrichtung herabzuwürdigen und sogar den Mangel einer Parteivorkennung zu beklagen, getrost als Satiriker erleben, dessen Natur ja durch die ernsthafte Bejahung der anderen Sorgen nicht gebändigt werden kann. Weil aber der zweifellos menschlichste Vertreter einer mir fremden Geisteswelt, zu deren Untertanenglück wohl nichts fehlt als das Gottesgnadentum und vor der ich bei aller Gemeinsamkeit sozialen Empfindens in der Tat ein »Außenstehender« bin — weil also ein Mann, der zu reinen Sinnes ist, um unter meinen Enttäuschungen nicht zu leiden, mich davor warnt, mein Begehren zu überspannen, so muß ich mich mit dem begnügen, was in diesen sorgenvollen Tagen zu haben ist. Freilich nicht ohne ihn beim Schlußwort seiner Aufklärung zu nehmen, bei dem Versprechen: daß man »das Korrelat der Freiheit« durch gesetzgeberische Maßregeln sicherstellen werde. Ist diese Verheißung, die doch ohne meinen »leidenschaftlichen Kampf« nicht gewährt worden wäre, erfüllt, so will ich von der Arbeiter—Zeitung nicht fürder verlangen, daß sie gegen die Parasiten der Freiheit auch nur so weit gehe wie in dem Artikel, den sie unter dem Titel »Kunst und Kunststelle, Presse und Preßfreiheit« veröffentlicht hat. Einstweilen freilich ist es noch geboten, zu untersuchen, ob sie nicht ihren Lesern von der Art, wie ich diese Angelegenheiten erfasse und insbesondere wie ich sie vor ein parteimäßiges Forum gebracht habe, ein ungenaues Bild vermittelt, und das soll Punkt für Punkt geschehen — wengleich mit der toten Gewißheit vor Augen, daß wie in jedem Kampf, den ich noch geführt habe, die Parolen der Gegner unbesiegt bleiben. Denn daß ich die Kunststelle unterschätze, während ich die 'Stunde' überschätze, sehe ich als so endgültig an, wie daß der Antrieb, aus dem ein Einzelner gegen eine Vielheit steht, welchen Wesens immer sie wäre — der Beweggrund, aus dem er angreift, um zu verteidigen: die Sache gegen Personen und Machtgruppen, das Ideal gegen Interessen, welchen Wert immer sie hätten — , daß solcher Drang seit jeher nichts anderes sein kann als Eitelkeit, einfach darum, weil er nur aus einem Ich besteht und als dieses in Erscheinung tritt, die Welt aber hinter einem bescheidenen Wir sich nicht herausfordern läßt, Entscheidungen ablehnt und andere Sorgen hat.

Die Republikfeier der Wiener Arbeiterschaft hat seit Jahren durch eine Vorlesung von Karl Kraus eine geistige Bereicherung erfahren; diese Vorlesung war auch immer, wie es bei der genialen Vortragskunst des großen Schriftstellers ja selbstverständlich ist, des stärksten Eindrucks sicher. Sie *fehlte* der heurigen Republikfeier; und damit hat sich Kraus in einem Vortrag (am 14. November im mittlern Konzerthausaal) auseinandergesetzt. Wir wollen an diesem Ausfall keineswegs gleichgültig vorübergehen; da der Vortrag nun gedruckt vorliegt (»Die Fackel«, Dezemberheft), so ist es auch möglich, die Gründe, aus denen Kraus die Einladung der Kunststelle abgelehnt hat, erstens genau anzugeben und zweitens sachgemäß zu prüfen. Das ist auch deshalb notwendig, weil die unliebsamen Mißverständnisse, die zu der Störung der Vorlesung im Favoritener Arbeiterheim geführt haben, mit dieser Nichtmitwirkung bei der Republikfeier zusammenhängen.

Ein solcher Zusammenhang wäre nicht ohneweiters ersichtlich. Zu der Störung im Favoritner Arbeiterheim haben keine unliebsamen Mißverständnisse geführt, sondern wohlverstandene Lokalinteressen des dort etablierten Operettentheaters, das als die Örtlichkeit des Vortrags gegen die sozialdemokratische Propaganda einer Operettenkultur ohne meine Wahl gegeben war. Das Mißverständnis jedoch, welches einen aufgeregten Vertreter jener Interessen die Bezeichnung des Schmarotzertums der 'Stunde' auf die Partei beziehen

ließ, an der sie schmarotzt, hatte wieder keinen Zusammenhang mit meiner Nichtmitwirkung an der Republikfeier. Nur ein ernstzunehmendes Mißverständnis gab es, das aber nicht zur Störung geführt hatte, sondern sich aus ihr ergab. Der Widerstand, der sich tatsächlich geltend machte, war auf eine winzige Interessentengruppe von drei bis höchstens sechs Personen beschränkt, mit denen die begeisterte Zustimmung einer tausendköpfigen Zuhörerschaft nicht bloß deshalb nicht fertig werden konnte, weil sie als Funktionäre die Macht hatten, den Vorhang niedergehen zu lassen. Die allgemeine Erregung und Empörung gegen die Zwischenrufer hatte schon zu einem Chaos geführt, in dem jeder, der den Vortrag hören wollte, jeden, der dies etwa durch die Meinung bekundete, es sei »ein internationaler Kulturskandal«, für einen Gegner hielt, der nicht die Unterbrechung, sondern den Vortrag meine. Sie alle aber waren, nachdem ein Vertreter der Arbeiter—Zeitung mit achtenswertem Mut diesem wirklichen Mißverständnis, das sich durch zwanzig Minuten austoben konnte, ein Ende gemacht hatte — sie alle waren einig im Absingen der Internationale nach einem selten erlebten Beifallssturm. Sie waren es schon bei den Worten jenes entschlossenen Parteigenossen, die doch in Wahrheit nur zur Beruhigung der paar Skandalmacher dienen mußten: daß »wir alle unser Haupt beugen« vor dem Manne, dem solche Ungebühr widerfahren war, er sei kein Feind, sondern »ein Sozialist glühenden Herzens, ein Richtungsweiser, dessen Kritik, mag sie auch noch so hart sein, wir anhören müssen« u. dgl. Der beherzte Sprecher, der mich vor den Machthabern des Vorhangs beglaubigen wollte, schien selbst noch das Opfer jenes Mißverständnisses zu werden, indem die Hörerschaft auch ihn für einen Gegner hielt und erst zu Worte kommen ließ, als ich ihn durch mein Erscheinen vor ihr selbst beglaubigte. Er vor allem könnte bezeugen, daß die Voraussetzung für den Vortragsbericht der Arbeiter—Zeitung, der den Eindruck von einem Protest des Auditoriums gegen die Kritik der Kunststelle hinterließ, durchaus gefehlt hat: weil es schlechterdings unmöglich ist, die vereinzelt Zwischenrufe am Schluß und nicht die zahllosen Unterbrechungen durch den frenetischen Beifall der Gesamtheit als den wahren Ausdruck ihrer Ansicht gelten zu lassen. Weil es einfach absurd ist, die Frage »Müssen wir uns das in unserem eigenen Heim sagen lassen?« und nicht vielmehr das tausendstimmige »Ja« der Antwort zum Maßstab der Wirkung zu machen. Es ist beklagenswert, daß eben dieser, wenngleich mit noch so viel Anerkennung versetzte Bericht der Arbeiter—Zeitung, der den parteioffiziellen Widerstand gegen den Vortrag den Hörern zuschrieb, der bürgerlichen Preßkanaille Mut gemacht hat, in frei erfundenen Darstellungen einen Zwischenfall, der die außerordentliche Wirkung nur verstärkte, in einen beispiellosen Mißerfolg umzufälschen; die Begeisterung eines Auditoriums, das wohl bis Mitternacht das Aufgehen des Vorhangs erhartet hätte, in wilde Entrüstung umzulügen, also in eben jene »europäische Blamage für die Partei«, als die der mutige Intervenient den gewalttätigen Eingriff den Tätern gegenüber bezeichnet hatte. Und umso beklagenswerter, daß die Arbeiter—Zeitung nichts unternommen hat, solcher schuftigen Umkehrung entgegenzuwirken, die doch als die Behauptung eines Falles ärgsten Meinungsterrors das Ansehen der Partei mehr schädigt als der überzeugte Angriff gegen ihre Einrichtung. Daß sie es mit keinem Fußtritt abgewiesen hat, eine Parteieinrichtung, für die sie selbst mit dem stärksten Nachdruck eintreten mochte, von dem korruptesten Lügengesindel, das sich wie noch selten gebärdet hat, gegen mich protegieren zu lassen und weder ein Wort zu finden der Verabscheuung dieses fernzuhaltenden Zuzugs noch zur Feststellung des so ins Gegenteil verdrehten Sachverhalts. Es ist ein harter Zwang, daß die Dinge, die mich betreffen, schließlich und ausschließlich

auf die Klärung durch mich angewiesen sind und daß die Wahrheit in dieser Welt erst zur Geltung kommt, wenn ihr die »Eitelkeit« dazu hilft. Aber es bleibt mir nichts übrig als zu fragen, ob Leser der Arbeiter—Zeitung, die dem Vortrag nicht beigewohnt haben, zwischen dem Eindruck, der ihnen von ihrem Parteiorgan verschafft wurde, und der folgenden Resolution nicht einen erheblichen Widerspruch bemerken:

Die Vertrauensleute der III. Sektion der Sozialdemokratischen Bezirksorganisation Wieden danken Karl Kraus für seinen Vortrag, gehalten den Wiener Arbeitern im Favoritner Arbeiterheim am 9. Dezember.

Sie sind davon überzeugt, daß die Liebe zum Proletariat Karl Kraus zu seinen Ausführungen bewogen hat, und stellen sich, die Wichtigkeit seiner Persönlichkeit für die geistige und revolutionäre Entwicklung der Arbeiterschaft erkennend, hinter ihn.

Sie erklären die Vorfallsberichte der beiden schmutzigsten Zeitungen Wiens, der »Stunde« und des »Neuen Wiener Journals«, für *erstunken* und *erlogen*, da sie wissen, daß an der Demonstration nicht mehr als ein halbes Dutzend Personen beteiligt gewesen sind.

Sozialdemokratische Parteiorganisation  
Wien, Wieden 3. Sektion

Auch diese Zeugenschaft, von mir nicht angerufen, könnte der Arbeiter—Zeitung beweisen, daß sie unrecht tut, an der Überlieferung des Eindrucks von einem ernsthaften Protest der Zuhörerschaft gegen eine Kritik der Kunststelle festzuhalten. Und vielleicht selbst an ihrem eigenen Protest, mit dem sie wie folgt einsetzt:

Von mancherlei persönlichen Verstimmungen abgesehen, die mitgespielt haben dürften, gewiß aber nicht ausschlaggebend gewesen sind, handelt es sich um folgendes.

Hier möchte ich nur einschalten, daß von persönlichen Verstimmungen, die mich abgehalten hätten, der Einladung der Kunststelle nachzukommen, keine Rede sein kann, und solange sie nicht bezeichnet werden, auch keine sein sollte. Meint die Arbeiter—Zeitung meine öffentliche Mißbilligung des Unfugs, der sich Musik— und Theaterfest der Stadt Wien genannt hat und der mir allerdings durch die Verwendung meines Namens auch persönlichen Verdruß eintrug? Ich kann wie über alles, was mich je betraf, auch darüber Rede stehen, wenn's gewünscht wird. Meint sie die Ärgernisse der Schlamperei, die ich noch bei sämtlichen Mitwirkungen erlebt habe und die mich freilich, unmittelbar vor dem Auftreten, dermaßen verstimmt haben, daß ich einmal den Vertreter der Kunststelle zu einer Entschuldigung vor dem Auditorium veranlassen mußte? Sie haben mich nicht abgehalten, durch solche Vermittlung der Sache zu dienen, so lange, bis ich durch meine kritische Ablehnung eines kunstpolitischen Wesens gezwungen war, es auf eigene Faust zu tun. Ich hätte, selbst wenn die Kunststelle meine Bedingung, die Infamie der 'Stunde' zu berichtigen, erfüllt hätte, mich am 12. November nicht anders als am 1. Mai nur ihres Apparates, nicht ihrer Ägide bedienen können, um zu den Arbeitern zu sprechen. Und an der Unvermeidlichkeit dieses Entschlusses wird durch die folgende Darlegung nicht gerüttelt:

Unter den Schäbigkeiten, mit denen die 'Stunde' Karl Kraus bedenkt und von denen wir ja oft gesprochen haben, war auch die Behauptung, Kraus sei »den Arbeitern via Kunststelle als Vortragskünstler aufgezwängt« worden; sie war in einem Artikel eingestreut, der etwa im Juni erschienen ist. Die Behauptung ist so

unsinnig, durch eine jahrelange Erfahrung widerlegt, daß sie keine Widerlegung verdient; es ist weder notwendig, Karl Kraus zu versichern, daß die Arbeiter seine Vorlesungen als einen künstlerischen Genuß empfinden, noch den Arbeitern zu sagen, daß die Kunststelle nur ihre Wünsche erfüllt, wenn sie für Kraus' Vorlesungen die technischen Vorbereitungen ausführt.

Keine der beiden Erklärungen, weder die an mich noch die an die Arbeiter, habe ich verlangt. Ausschließlich eine an die 'Stunde'; und wenn der Leiter der Kunststelle mit deutlicher Beziehung auf die Quelle der Infamie rechtzeitig in der Arbeiter—Zeitung nur erklärt hätte, daß es nicht notwendig sei, etwas zu erklären, so wäre es eine zureichende Berichtigung der Infamie gewesen.

Daß die 'Stunde' wie so vieles an dem Wirken von Karl Kraus auch dieses zu entstellen sucht, machte den Sachverhalt, der offen vor aller Augen liegt, nicht unklar; die Kunststelle konnte also mit Recht auf eine Erklärung, da da nichts zu klären war, verzichten.

Mit Unrecht auf die Erklärung dieses Verzichts. Mindestens den hatte sie auszusprechen. Der Sachverhalt mag noch so offen und rein vor allen Augen liegen — den schmierigen Prätzen, die ihn zu verdecken wagten, war, wenn nicht durch Berichtigung an Ort und Stelle, so doch im eigenen polemischen Wirkungskreis eins draufzuschlagen. Ist es ja durch die Unterlassung so weit gekommen, daß die Lüge noch am Tag des Arbeitervortrags ein Junges bekommen hat: Ich sei der sonst verdienstvollen Kunststelle, (die mich den Arbeitern aufgezwängt hat) von den Parteiführern »rekommandiert« worden. Wenn sie einem Revolverblatt Interviews gewähren, also dessen Publizität der Übermittlung wahrer Sachverhalte würdigen, so dürften sie wohl nicht vorweg davon überzeugt sein, daß ein solcher durch eine Lüge der 'Stunde' nicht besudelt werden könnte. Aber die Wahrnehmung, daß diese mein Wirken zu »entstellen« sucht, kommt schon dem Verweis an einen Raubmörder gleich, er habe nach jemandes Verletzung ihm etwas entnehmen wollen.

Es ist nun richtig, daß Karl Kraus die Sache anders angesehen und sich darüber beklagt hat, daß »die Kunststelle den Sachverhalt nicht klargestellt hat«; aber wenn man bereit gewesen wäre, auch diesem seinem Wunsche zu entsprechen, so hätte danach eine Klarstellung, deren sich die Kunststelle ja nicht geweigert, sie nur für herzlich überflüssig erachtet hatte, nur noch den Eindruck der Gefälligkeit gemacht — der wohl auch Kraus nicht willkommen hätte sein können.

Im Gegenteil, ich nehme immer gern die Gefälligkeit an, die man mir durch Feststellung der Wahrheit erweist, und bin umso dankbarer, wenn man durch sie auch Mut bekundet. Die Kunststelle hätte aber dem ihr peinlichen Eindruck, mir eine Gefälligkeit zu erweisen, am besten dadurch begegnen können, daß sie die Lüge schon vor meiner Feststellung, die keine Beschwerde und keinen Wunsch enthielt, beseitigt hätte. Ein Verlangen habe ich erst ausgesprochen, als sie in völliger Nichtbeachtung meiner Worte an mich herantrat. Wie konnte ich dann anders? Die Kunststelle mochte es mit der Beachtung dessen, was in der 'Stunde' stand, halten wie sie wollte und eine Berichtigung meiner wegen so überflüssig finden wie ich ihre kunstpolitische Existenz. Ihr faux pas war nur, daß sie an mich herantrat und wirklich glaubte, daß ich meine Worte so wenig ernst nehme wie sie.

Dies also die Vorgeschichte. Die Kunststelle hatte sich nun an Kraus, indem sie hervorhob, daß den Feiern »durch seine Vorlesungen eine erhöhte Weihe gegeben wird«, mit der Bitte gewen-

det, auch diesmal am Republiktag »eine Vorlesung für die Arbeiterschaft Wiens zu veranstalten«. Kraus erklärte sich bereit, diesen Wunsch zu erfüllen, »wenn die Kunststelle die vermißte Klarstellung des Sachverhalts noch rechtzeitig und in einer Form vornimmt, daß es schon vor dem Termin festgestellt erscheint, daß er den Arbeitern nicht abermals als Vortragskünstler aufgezwängt werde«. Wie vermöchte die Kunststelle eine solche »Feststellung« herbeizuführen? Doch nur, indem sie es sagt, erklärt, versichert; anders ist es gar nicht zu ersinnen. Die Kunststelle war dazu natürlich auch bereit: sie wollte »bei der Ankündigung der Vorlesung in der Arbeiter—Zeitung klipp und klar erklären, daß sie Kraus eingeladen hat, so wie jedes Jahr auch diesmal die Feier durch seine Mitwirkung zu erhöhen«. Sie würde »in dieser Mitteilung auch sagen, wie es der Wahrheit entspricht, daß die Arbeiterschaft die Mitwirkung von Kraus geradezu als selbstverständlich begrüßt«. Diese Erklärung hat nun Kraus als nicht zureichend erachtet und daraufhin seine Ablehnung ausgesprochen ... Dies der Sachverhalt, und es kann nun jeder selbst urteilen, ob zu der Ablehnung und zu den Angriffen, die danach Kraus gegen die Kunststelle gerichtet hat, ein zureichender Anlaß gegeben war.

Ich muß schon zugeben, daß hier sogar der zureichende Anlaß gegeben scheint, in mir einen Narren zu vermuten, der offenbar selbst nicht weiß, was er will, da er doch mit der Erfüllung dessen, was er verlangt hat, nicht zufrieden ist. Aber wenn die Arbeiter—Zeitung den genauen Zitaten aus den Briefen auch ein solches aus meinem letzten Schreiben angefügt hätte, so wäre es ihr gelungen, dem zwingenden Schluß auf meine Unzurechnungsfähigkeit zu begegnen. Wie die Kunststelle die verlangte Feststellung herbeiführen konnte, ist in diesem letzten Schreiben angegeben. »Doch nur indem sie es sagt, erklärt, versichert: anders ist es gar nicht zu ersinnen«? Das klingt plausibel, aber ich habe es doch noch anders ersonnen. Auf S. 67 des Heftes, das der Arbeiter—Zeitung vorlag, ist gesagt, erklärt, versichert, daß die Erklärung, welche die Kunststelle vorschlägt, keine Berichtigung, sondern eine Bestätigung der Lüge gewesen wäre. Denn wenn die Kunststelle knapp vor dem Termin in der Arbeiter—Zeitung erklärte, daß sie mich eingeladen habe, »auch diesmal die Feier durch meine Mitwirkung zu erhöhen«, so erschiene das nicht so sehr als eine Zurückweisung der Lüge, daß sie mich der Arbeiterschaft aufgezwängt, wie als eine Bekräftigung des Verdachtes, daß sie dergleichen getan habe und auch diesmal tun wolle. Wenn die Infamie sich da nicht todsicher auf die Behauptung eines in der Arbeiterschaft vorhandenen Widerstandes geworfen hätte, einer Notwendigkeit, mein Auftreten zu rechtfertigen, so hätte man doch nicht mit Unrecht in solcher Erklärung eben die Gefälligkeit erblickt, von der die Arbeiter—Zeitung mit Recht sagt, daß sie mir nicht willkommen sein konnte, eine Gefälligkeit, in der man eine Nahrung meiner Eitelkeit vermutet hätte. Und die wäre einmal wirklich bewiesen erschienen, wenn sich herausgestellt hätte, daß ich die Erklärung, die der Leiter der Kunststelle da abgab, verlangt habe. Hat doch das Schuftenblatt am Tag des Vortrags im Arbeiterheim sogar die Version verbreitet, ich hätte — bei sonstiger Aufkündigung meiner republikanischen Gesinnung — von der Kunststelle die Erklärung verlangt, daß »die Arbeiterschaft keinen höheren Kunstgenuß kenne, als den Vortragskünstler Kraus mit Schaum vor dem Mund am Vortragstisch zu bewundern«, und diese von mir geforderte Erklärung sei »ausgeblieben«. Wie wäre da nicht, was der Leiter der Kunststelle anbot, als die Erfüllung eben solchen Verlangens erschienen oder mindestens als analoge Gefälligkeit? Da-

gegen wäre es keine gewesen, wenn er, anstatt zu sagen, zu erklären, zu versichern, eben das eronnen hätte, was ich für richtig hielt und wozu er von selbst verpflichtet war: ohne das geringste Kompliment für mich — meinetwegen unter Hinweis auf mein Verlangen — zu erklären, daß die Behauptung der 'Stunde' eine Lüge sei. Nur dies, in dieser Verbindung, war »klipp und klar« zu erklären — losgelöst von der Lüge, hätte, was immer gesagt und versichert wurde, klipp und klar eine Verdunkelung der Situation bewirkt. Ich bin überzeugt, daß der Leiter der Kunststelle, mit dem ich mich drei Tage vor dem Termin nicht in Vereinbarungen einer Selbstverständlichkeit einlassen konnte, sich keineswegs zu dieser einzig möglichen Art der »Feststellung« verstanden hätte. Und nicht minder überzeugt bin ich, daß er im Banne des Dogmas von meiner Eitelkeit, welches den Andersgläubigen die unbefleckte Empfängnis ersetzt, gehofft hat, mich durch eine Hervorhebung zu gewinnen, von der er selbst vielleicht nicht merkte, daß sie nach Rechtfertigung klingt und statt einer Berichtigung nur eine heillose Bekräftigung wäre. Und nun kann jeder, der's nicht schon nach meinem Schreiben getan hat, selbst urteilen, ob zu der Ablehnung und zu den Angriffen, die ich »danach« gegen die Kunststelle gerichtet habe, ein »zureichender Anlaß« gegeben war. Mehr als ein Anlaß, vielleicht ein Grund zur Ablehnung. Aber der Grund zu den Angriffen liegt wohl eher in der allgemeinen Tätigkeit als in der besonderen Unterlassung, und nachdrücklich muß festgestellt werden, daß ich ganz unbeschadet dieses Verhaltens die Verbindung mit der Kunststelle abgelehnt habe, weil ich die Feier der Republik nicht mehr für eine Abwechslung im Operettenrepertoire erachten wollte, daß ich aber nicht darum ihre Wirksamkeit bekämpfe, weil ich die Verbindung mit ihr aufgab. Der Vorfall war wohl der Anlaß, die prinzipiellen Gegensätze auszusprechen — der Grund waren diese selbst. Doch auch zur persönlichen Verstimmung findet die Arbeiter—Zeitung weder Grund noch Anlaß:

Es ist richtig, daß die Kunststelle die Einladung hätte früher vornehmen sollen (sie erfolgte am 7. November), und nicht zu bestreiten, daß für die Verspätung ein nicht gerade einleuchtender Grund angegeben wurde — wobei allerdings eine ruhigere Betrachtung zu dem Schlusse zu kommen vermöchte, daß auch in einer ungeschickten Entschuldigung das Bedürfnis nach Entschuldigung sichtbar ist und zur Kenntnis genommen werden könnte.

Was ich ja für die Entschuldigung, die die Arbeiter—Zeitung der Kunststelle angedeihen läßt, ohneweiters tue. Aber ich hatte der Kunststelle gar keinen Vorwurf daraus gemacht, daß sie mich erst am 7. November einlud, sondern es als eine alte Gewohnheit von ihr beiläufig anerkannt. Sie hat ziemlich spontan, nachdem ich ihr von den Arbeitern aufgezwängt worden war, das Bedürfnis gefühlt, die diesjährige Verspätung mit der Schwierigkeit der Eruierung meines Aufenthalts zu erklären. Somit kann die Arbeiter—Zeitung, wenngleich ihr die Geschichte vom Telephonanruf selbst spaßig vorkommt, mit einigem Recht sagen:

Aber was wir klarzustellen wünschen, ist nur dieses: die Kunststelle hat sich um Kraus' Mitwirkung ernstlich bemüht, und schon diese Bemühung, die doch um der Wünsche der Arbeiter willen geschieht, ist eine restlose Widerlegung jener erwähnten dreisten Entstellung, die einer Widerlegung gar nicht bedarf.

Wieso die ernstliche Bemühung des Herrn Dr. Bach, nämlich daß er »erst vorgestern mit Sicherheit feststellen konnte, daß ich überhaupt in Wien bin«, eine restlose Widerlegung jener erwähnten dreisten Entstellung ist, die einer Widerlegung gar nicht bedarf — geht mir allerdings nicht ganz ein. Ich würde

ja, mit einer im Parteikampf bewährten Ungebundenheit des Ausdrucks, hier statt von »jener erwähnten dreisten Entstellung« lieber von jener frechen Lüge der 'Stunde' sprechen. Aber sicher ist, daß wenn die Arbeiter—Zeitung rechtzeitig nicht mehr gesagt hätte als was sie jetzt sagt, und auch nur erklärt und versichert hätte, daß etwas der Widerlegung gar nicht bedarf, statt es post festum zu sagen, da die Umstände sie dazu genötigt haben — es mir genügt und das Fest stattgefunden hätte. Freilich auf meine Art, da ich es mir nun einmal vorgenommen hatte, die Republikfeier durch Aufschlüsse über die kulturellen Pflichten der Revolution zu erhöhen. Die Arbeiter—Zeitung ist leider mit solchem Radikalismus wenig einverstanden und findet eher, daß man sich mit Ergebung in das schicken müsse, was die Zeit nun einmal bringt und die bürgerliche Weltordnung bietet:

Was nun die Kunststelle betrifft, so hat sie sicherlich auch ihre Mängel: die vor allem in den Bedingtheiten ihres Wirkens liegen. Es ist ihr natürlich nicht gegeben, für die Arbeiter ein eigenes Programm der Theateraufführungen aufzustellen und durchzuführen; sie ist darauf gewiesen, was die Theater spielen, und kann nicht mehr tun, als in der Spreu die Körner zu suchen — was nicht leicht ist, manchmal gelingt, manchmal auch mißlingen mag. Aber diese Bedingtheiten zu ignorieren und alles, was sich aus ihnen ergibt, auf die Kunststelle zu wälzen, das ist im höchsten Maße ungerecht.

Das wäre es eigentlich nur dann, wenn man die sozialdemokratische Kunststelle für den bürgerlichen Theaterunfug verantwortlich machte. Aber man macht sie bloß dafür verantwortlich, daß sie ihn soutenierte, am Leben erhält und durch solche Hilfe ihren eigenen Wertbestand preisgibt. Ob es ihr oder bloß ihrem Leiter nicht gegeben ist, für die Arbeiter ein eigenes Programm aufzustellen, will ich hier nicht entscheiden. In meiner »Nachträglichen Republikfeier« bin ich näher darauf eingegangen und habe dort allerdings nicht die Überzeugung ausgesprochen, daß die Kunststelle geradezu auf der Suche nach den Körnern in der Spreu ist. Daß es manchmal auch mißlingt, ist gewiß richtig, wenn man zum Beispiel bedenkt, daß die Körner, die für den Festtag gefunden wurden, wie folgt beschaffen waren:

### **Künstlerische Republikfeiern.**

#### **Veranstaltungen der Kunststelle.**

##### **Theatervorstellungen.**

**Deutsches Volkstheater: Traumulus.**

**Lustspieltheater: Die Wette.**

**Renaissancebühne: Der Autowildling.**

**Raimund-Theater: Die weiße Fracht.**

Zur Feier der Republik. Der Umstand, daß die Theaterdirektoren den Schund ansetzten, den sie auch ohne Revolution und nicht im leisesten Gedanken an die Tatsache, daß kein Kaiser mehr vorhanden ist, angesetzt hätten, wurde als »künstlerische Republikfeier« kundgetan. Ein Blatt, das von der Arbeiter—Zeitung als das ärgste Revolverblatt stigmatisiert wird — nicht die 'Stunde' —, hat sich beeilt, gegen meinen Angriff auf die Kunststelle und zu der »unzweideutigen Ablehnung, die dieser Versuch von den Hörern erfahren hat«, statistisches Material beizustellen, das es »von informierter Seite« erhalten hatte, also offenbar von der Parteieinrichtung, der ich nahegetreten war, ohne ihr doch so nahezustehen wie ein bürgerliches Revolverblatt. Aus diesem statistischen Material, das durch fettgedruckte Ziffern und Zeilen die Augen des

Franzjosefskais übergehen machte, ging als Beweis, »wie wenig berechtigt eine abfällige Kritik der Leistungen dieser Körperschaft ist«, hervor, daß in der Spielzeit 1924 — 1925 1118 Vorstellungen für die Kunststelle veranstaltet worden sind. Es scheinen nicht durchwegs Körner zu sein. Summiert man die ausdrücklich angeführten, unter denen über 100 Aufführungen von Lengyels Antonia hervorgehoben werden und zahlreiche Kabarettvorstellungen der heiligen Johanna von Shaw und der profanierten Franziska von Wedekind; berechnet man, daß neun klassische Stücke gespielt wurden, darunter eines sogar elf Mal (mit Rufzeichen!), so bleiben mindestens neunhundert Darbietungen von Tanzoperetten und sonstiger Spreu. Die Entkräftung erfolgte also durch die fettgedruckte Bestätigung der Anklage. Die Pointe war aber die Vorweisung eines Kornes, eines, das wirklich mit dem Sinn der Revolution und mit den kulturellen Aufgaben des Proletariats in Verbindung gebracht werden kann. Also: ich, der die Kunststelle angreift — habe selbst für sie gelesen! Dies wird mit einem Gedankenstrich vor meinem Namen enthüllt, daß dem gespannten Leser eine Atempause bleibe und er auf die Überraschung schonend vorbereitet sei. Wie doch Druckerschwärze fasziniert! Ich selbst, wenn ich's nicht vor mir sähe, ich würde es nicht glauben: daß die Kunststelle in der Hoffnung eine Vorlesung

*vor 700 Hörern von — Karl Kraus*

veranstaltet hat! In welchem Fall man nur »Kommentar überflüssig« zu sagen pflegt oder »Sapienti sat«, auf deutsch: da kann sich jeder Trottel was denken. Ich habe, der ich doch an die Aperçus der 'Wiener Stimmen' gewöhnt bin, nie in meinem Leben einen stupideren Gedankenstrich gesehen. Mein Vortrag war davon ausgegangen, daß ich nicht mehr für die Kunststelle lesen will, und nun wird offenbart, daß ich es bis dahin getan habe. Aber was tut Gott? Es ist nicht einmal das wahr. Ich war schon erbötig, es mir nicht hinter den Spiegel zu stecken und vor den Lesern der 'Allgemeinen Zeitung' blamiert zu sein. Aber wiewohl ich's vor mir sah, glaubte ich's doch nicht. Die informierte Seite, die ja darüber informiert sein mußte, daß ich auch am 1. Mai 1925 nicht mehr für sie lesen wollte, sondern den Überdruck des Wortes »Kunststelle« auf den Karten zur Bedingung gemacht habe, hat diesen Umstand übersehen. Da kann man wirklich nur sagen, daß eine blinde Henne in der Spreu ein Korn gefunden hat. Ich war aber so herzlos, es ihr nicht zu gönnen, und ließ eine Berichtigung erscheinen, in der in nicht weniger fetten Lettern und mit gleich großem Gedankenstrich die Wahrheit festgestellt war, daß die Kunststelle

*keine Vorlesung von — Karl Kraus*

veranstaltet hat. Nun habe ich zwar das Recht, für mich selbst unbedingt zu sein und auf eine wahre Darstellung von Sachverhalten, die mit meiner Person und meinem Wirken zusammenhängen, zu dringen, aber ich darf nicht gegen das Wirken der Kunststelle als solches ungerecht sein und die Bedingtheiten einer revolutionären Errungenschaft ignorieren. Die Arbeiter—Zeitung sagt:

Und wenn Kraus diese Ungerechtigkeit in die Worte gleichsam übersteigert: es ist »zweifelhaft geworden, ob es nicht sittlicher wäre, die Arbeiter durch Branntwein vom Operettengenusse abzulenken, als umgekehrt«, so ist darauf ernstlich zu sagen: Erstens, daß unter den Vorstellungen der Kunststelle die Operetten eine verschwindende Rolle spielen. Zweitens, daß Operetten wohl »die künstlerischen Möglichkeiten« nicht erschöpfen, daß aber dem Arbeiter die Gelegenheit zu einer heiteren Unterhaltung, auch wenn sie oberflächlich bleibt, zu bieten noch lange kein Verbre-



chen ist. Wir vermuten, daß auch Karl Kraus in jungen Jahren Operetten besucht habe, und daß sie von Offenbach waren, die heutigen von Fall <sup>1</sup> sind, ist eine Entwicklung, die nicht die Kunststelle verantwortet.

Gewiß nicht, fraglich bleibt nur, ob sie sie fördern darf. Die Vermutung, daß auch ich in jungen Jahren Operetten besucht habe, ist zutreffend, wenngleich ich nicht so alt bin, daß ich damals Novitäten von Offenbach besucht hätte. Immerhin habe ich auf Provinzbühnen die entzückenden Werke von jenem, Lecoque, Planquette und Audran, von Sullivan, Suppé, Strauß und Millöcker gesehen, und ich möchte mich hier nicht auf die Untersuchung einlassen, ob diese Eindrücke, die in meinen Schriften ja keineswegs verborgen sind, in ihrer lebensbereichernden Wirkung auch nur in Vergleichsnähe zu bringen wären mit dem Gedudel, Gehopse und Gerülpse, das heute die Vergnügungsindustrie für ein entartetes Bürgertum ausmacht, und ob kein kulturpolitisches Bedenken dem Entschluß entgegensieht, an diesen Orgien des Sittenverfalls die Arbeiterschaft mitgenießen zu lassen. Ob die heitere Unterhaltung nicht gefahrloser von der musikalischen Anmut besorgt würde, die ein abgeschlossenes Bild bürgerlicher Kultur umspielt, als von der unmittelbaren Abschilderung der Korruption durch die Galgenhumorlosigkeit, deren Typus ja nicht gerade vom Namen Fall bezeichnet wird. Daß unter den Vorstellungen der Kunststelle die Operetten eine verschwindende Rolle spielen, ist offenbar eine Information von informierter Seite; mit Stücken vom Genre des »Autowildling« bilden sie ganz gewiß die Mehrzahl. Aber warum verschwindet dergleichen nicht überhaupt, anstatt eine verschwindende Rolle zu spielen, die in Wahrheit die Hauptrolle ist? Warum wird die heitere Unterhaltung nicht lieber von Nestroy bestritten und von den vielen heiteren Genien der Weltliteratur, die auferstehen könnten, wenn eine tätige Hand da wäre, die Direktoren aus dem Schlaf zu zwingen? Die Arbeiter—Zeitung wird doch nicht ernstlich behaupten wollen, daß meine Kritik an diesen Verhältnissen möglich wäre ohne den Rückhalt eines unbefriedigten Kulturverlangens, das in der Zulassung zur bürgerlichen Theaterverluderung nicht das Um und Auf einer geistigen Revolution erblickt! Soll das Gesetz der Trägheit in der Verfassung der neuen Geistigkeit des Umsturzes spotten? Und ist es Hochverrat, den vorhandenen Problemen eines »Kulturkampfes der Jugend« näherzutreten, wenn er doch im offiziellen Parteiorgan 'Der Kampf' (in einem Artikel von Walter Fischer) die folgende Bejahung findet:

Was mit Recht in der Frühzeit des proletarischen Kampfes zurückgestellt werden konnte: der Kampf um einen selbständigen, nichtbürgerlichen *kulturellen* Inhalt der sozialistischen Bewegung, der Kampf um eine neue, nichtbürgerliche Weltanschauung, wird zur Forderung der Jugend.

— — Wirtschaftlich und politisch hat der Proletarier die Selbständigkeit des Denkens und Handelns erobert, ist er sich seiner Stellung bewußt geworden. Kulturell ist er abhängig vom Bürgertum, abhängig dort, wo er gedankenlos Denk— und Lebensformen einer Kultur übernimmt, die in geradezu lächerlichem Widerspruch mit den Notwendigkeiten seines Lebens steht: wo er letzten Endes kein anderes Ziel kennt, als in allen Äußerlichkeiten selbst Bürger, Kleinbürger zu werden. — —

— — Wir müssen neben dem bewußten wirtschaftlichen Kampf auch einen bewußten kulturellen Kampf gegen die Vorherrschaft des Bürgertums führen.

---

1 Leo Fall, Operettenkomponist

Geschieht das vielleicht durch proletarische Wattierung der bürgerlichen Theater? Ich habe diesen Aufsatz, der im November erschienen ist, knapp nach dem Vortrag kennengelernt, den ich gegen diese Methode des kulturellen Kampfes gehalten habe. Aber wie wenn der Verfasser schon die Reaktion des offiziellen Parteiwillens gegen meinen Vortrag gekannt hätte, sagt er:

Es wäre sinnlos, unmarxistisch und gefährlich, diese Tatsache zu übersehen, sie totsichweigen zu wollen oder durch schroffe, verständnislose Abweisung die Widersprüche zu verschärfen, die oft unsicher Suchenden zur Opposition zu zwingen ... Menschen, die unabhängig denken wollen ... können einer Bewegung von der inneren Kraft der Arbeiterbewegung als *Mitarbeiter* nicht gefährlich werden, im Gegenteil. Gefährlich aber — und das wird leider immer wieder übersehen — ist jene andere, wenn auch *noch* nicht sehr große Gruppe der »*Parteiuntertanen*«, die — sehr zum Schaden beider Teile — *Partei und Parteileitung*, Marxismus und jeweiliges Parteiprogramm *verwechseln*, die Marxismus ersetzen wollen durch »marxistische« *Dogmen*, die *nicht unterscheiden können zwischen Parteidisziplin und Verzicht auf eigene Meinung*.

Es dürfte fraglich bleiben, ob der geistige Anspruch, der in diesen Sätzen vertreten wird, seine Erfüllung findet in dem Rundschreiben, welches der Leiter der Kunststelle auf der Suche nach den Körnern in der Spreu, just in den Tagen zwischen dieser Publikation und jenem Vortrag, an die Unterrichtsausschüsse versendet hat:

Wien, am 26. November 1925

Werte Genossen!

*Wir lenken Ihre Aufmerksamkeit auf das neue Operettentheater, das jetzt im Favoritner Arbeiterheim—Theater spielt. Die Favoritner Genossen haben sich bemüht, ein gutes Ensemble mit guten Operetten unter der fachkundigen Leitung des Herrn Direktors Norden (früher Oberregisseur im Bürgertheater) zusammenzubringen. Der Versuch der Favoritner Genossen kann aber nur gelingen, wenn auch die Genossen anderer Bezirke Gäste dieser Operettenvorstellungen werden. Die günstige Rezension in der Arbeiter—Zeitung wird den Genossen sicherlich die Gewähr bieten, daß die Operettenvorstellungen im Favoritner Arbeiterheim ein durchaus anständiges Niveau haben.*

*Die Kunststelle ist gerne bereit, Bestellungen auf Karten zu übernehmen und durchzuführen. Bei genügender Beteiligung könnte auch ein Abonnement durchgeführt werden.*

Indem wir Sie um Bekanntgabe Ihrer Wünsche ersuchen,  
verbleiben wir

mit bestem Parteigruß  
Dr. D. J. Bach m. p.

Solche Bestrebungen, und gar auf dem Schauplatz ihrer Erfüllung, durchkreuzt zu sehen, mag freilich die Interessenten verdrossen haben und läßt den Entschluß begreiflich erscheinen, über einer Szene, auf der sich ausnahmsweise nicht »Katja, die Tänzerin« abspielte, sondern eher das Gegenteil, den Vorhang niedergehen zu lassen. Denn an einer Parteieinrichtung darf man nicht rütteln, und wiewohl ich nicht gerade das Gefühl habe, im Vorstoß gegen Herrn Dr. Bach auf Granit zu beißen, so wird es mir doch von der Arbeiter—Zeitung versichert:

Die Kunststelle mag also manchmal fehlgreifen, aber sie hat ganz gewiß ihre Verdienste und ist, was wir nicht unterdrücken lassen, eine Einrichtung der Partei, und die Bedingung, daß sie sich, die die künstlerischen Veranstaltungen am 1. Mai und am 12. November veranstaltet (künstlerische Veranstaltungen, deren Leistung nicht verkannt werden darf), bei welcher Veranstaltung immer zurückziehen habe, werden wir gegenüber niemandem gelten lassen.

Aber ich habe gar nicht die Bedingung gestellt, daß sie sich bei der Leistung, den »Autowildling« zur Feier der Republik aufzuführen, zurückziehe. Ich habe es nur für meine Mitwirkung am 1. Mai verlangt, und sie hat es gewährt. Eine weitere Bedingung, die ich für den 12. November gestellt habe, hat sie nicht erfüllt, weshalb meine künstlerische Veranstaltung unterblieben ist. Das ist, sollte man meinen, ein ganz klarer Sachverhalt, die Bedingung, die die Arbeiter—Zeitung gegenüber niemandem gelten lassen wird, kann von mir gar nicht mehr gestellt werden, und daß etwa Herr Direktor Beer verlangen wird, daß sich, wenn er 1926 die »Weiße Fracht« zum Gedenktag der Revolution aufführt, die Kunststelle zurückziehe, ist doch wohl nicht zu befürchten. Auch die Angestellten des Favoritner Operettentheaters werden ja kaum wieder in die Lage kommen, die Entweihung dieser Stätte durch eine nachträgliche Republikfeier verhindern zu müssen. Dafür sind sie, wie ich höre, in der Lage, auf die Billigung ihrer Hauszensur durch den Parteivorstand zu verweisen, der gewiß aus viel erfahreneren Persönlichkeiten besteht als es zum Beispiel jene sind, die die sozialistische Zeitschrift 'Der Schulkampf' redigieren. Immerhin könnte er aus deren Bericht sich über die Gesinnung und Haltung meiner proletarischen Hörerschaft zuverlässiger orientieren als selbst aus dem der Arbeiter—Zeitung:

Unter begeisterter Anteilnahme der Hörer las K. zuerst Lassalles Kampfrede gegen die Presse, dann aus eigenen Schriften. Den Abschluß bildete die Ansprache: Nachträgliche Republikfeier. K. K. hat in diesem Jahr nicht wie sonst am 12. November vor der Wiener Arbeiterschaft gesprochen, weil die Kunstpolitik der sozialdemokratischen Kunststelle *es unmöglich macht*, sich ihr einzugliedern. K. stellte diese Politik dar, die in ihrer Prinzipienlosigkeit und Halbschlächtigkeit dazu führt, daß der Kulturwille der Arbeiterschaft zur Aufrechterhaltung des erbärmlichen Operettensches und des bürgerlichen Sprechtheaterunfugs mißbraucht wird, deren Betrieb ohne diese antirevolutionäre Unterstützung mit Arbeitergeld schon längst verkracht wäre. Er stellte auch die traurige Tatsache fest, daß die Partei nichts getan hat, um ihn in dem Kampf, den er unter der Parole: Hinaus aus Wien mit dem Schuft! gegen das ärgste Schandblatt Wiens, gegen die 'Stunde' und ihren Herausgeber, den Budapester Erpresser Bekessy führt, zu unterstützen. Die Kritik an Kunststelle und Parteivorstand veranlaßte einige Zwischenrufe, die eine Unterbrechung notwendig machten, veranlaßte aber auch den begeisterten Beifall der vielen Parteigenossen, die den Saal füllten. Dieser Beifall galt nicht nur dem großen Dichter und Sprecher K. K., sondern *vor allem dem Kampf*, den er gegen die kleinbürgerlichen Tendenzen in der Partei und für die Reinigung Wiens von der Schandpresse führt. *Diese Presse will an diesem Abend eine Ablehnung Kraus' durch die Arbeiterschaft bemerkt haben. Wir haben den Jubel der Arbeiter anders verstanden!*

Und damit wären wir bei dem Punkt der Presse angelangt, von der ich zu den Arbeitern gemäß meinem Versprechen geredet habe, weil mir der offizielle Parteiwille zu schweigsam erschienen war. Zwischen die Puffer zweifacher Erpressung geraten, der schmutzigen und der sittlichen, nämlich jener, die auf die Beseitigung der andern dringt, hat er es sicherlich so schwer, von der andern zu sprechen wie von der einen zu schweigen. Sehen wir zu, wie es der makellosen publizistischen Vertretung einer bedenklichen Taktik mit Anstand gelingt:

Doch macht Karl Kraus kein Hehl daraus, was eigentlich der Grund seiner Mißstimmungen ist, und es besteht kein Grund, davon öffentlich nicht zu sprechen.

Gewiß nicht. Welcher Grund sollte denn bestehen? Und natürlich mache ich aus nichts ein Hehl, zumal nicht daraus, daß nie ein Grund hätte bestehen sollen, von diesen Dingen öffentlich nicht zu sprechen, wie auch, daß es in so flagrantem Falle solcher Einleitung zur Rede gar nicht bedürfen sollte. Hören wir aber die Rede:

Kraus führt einen leidenschaftlichen Kampf gegen die »Stunde«, einen Kampf, der sich nicht begnügt, die Methoden, Auswüchse und Praktiken dieses Blattes aufzuzeigen, sondern der sich gleichsam gegen ihr Sein richtet und in der Forderung gipfelt, daß man ihre Existenz beseitige.

Mit anderen, deutlicheren Worten, er verlangt, daß der Schuft hinaus aus Wien komme. Sein Kampf richtet sich gleichsam gegen das Sein der 'Stunde' — man denke nur! Aber er richtet sich nicht gleichsam, sondern wirklich gegen dieses Sein, das ein verbrecherisches ist. Er begnügt sich nicht, die Auswüchse eines Blattes aufzuzeigen, das keinen Auswuchs hat, sondern einer ist und zwar die Beule am Kulturkörper eines pestverseuchten Wien. Er verlangt die Beseitigung einer Existenz, die den Betrieb der Verlüderung und das sonstige Geschäft etwa durch die Chance unterhält, von schmerzbetäubten Familien bei sonstiger Enthüllung unwahrer Tatsachen aus dem Familienleben Geld zu erlangen. Der Kampf gipfelt wirklich in der Forderung, daß man die Stadt von einer Existenz befreie, die sich um eine andere Stadt durch Kettenhandel mit Wurst, Seife und öffentlicher Meinung Verdienste erworben hat, um bei uns nur noch das Geschäft der Erpressung zu betreiben. Der Hüter der Preßfreiheit, dessen Menschentum ich als Freund und dessen ehrliche Überzeugung ich als Gegner zu hoch achte, um zu glauben, er könnte hier an ein Problem der Preßfreiheit stoßen und nicht an das einer Kriminalität, die sich des publizistischen Werkzeugs bedient — er tritt dieser Forderung in den Weg und sagt:

Diese Forderung erhält ihre Färbung von der Weltanschauung, die Kraus mit allen Gaben seines glänzenden Geistes seit einem Vierteljahrhundert vertritt: daß die Presse überhaupt das Ungeistigste sei, worauf der menschliche Geist in einer unbegreiflichen Verwirrung gekommen ist, schlechthin das Übel an sich, das Infame, das ausgerottet werden muß. Die sozialdemokratische Anschauung über die Presse ist nüchterner und einfacher: wir glauben, daß in der ungeheuren Masse des bedruckten Papiers, das, kaum ans Tageslicht getreten, schon vergangen ist, das enthalten ist, was neben der Wirkung der Presse wieder ihre Wirkungslosigkeit begründet, weshalb uns eine Überschätzung alles dessen, was auf Zeitungspapier gedruckt wird, geradezu als ein unberechtigtes Kompliment an das Übel erscheint. Man kann die Zeitungen über-

schätzen, indem man sich vor ihnen verneigt; aber auch ihre rastlose Verfluchung kann einer Überschätzung gleichkommen.

Die sozialdemokratische Anschauung über die Presse, die einen starken Zugschuß von der liberalen hat, ist erst so nüchtern und einfach, seitdem sie von der Kampflinie Lassalles abgezweigt ist. Mit diesem und Bismarck, mit Goethe und Balzac, mit Schopenhauer und Kierkegaard überschätze ich die Presse, während der Stadtrat Weber, Frau Popp und leider Herr Breitner sich sogar die 'Stunde' als Vermittlerin ihrer Anschauungen zu schätzen wissen, keineswegs von der Wirkungslosigkeit allen Papiers überzeugt, und wiewohl die Arbeiter—Zeitung dem Bürgermeister Reumann einmal verübelt hat, daß er sich zum Vorspann für ein bürgerliches Inseratengeschäft gebrauchen ließ. Was aber die Wirkungslosigkeit betrifft, die in der ungeheuren Masse des Gedruckten begründet ist, so müßte sie füglich auch der Hoffnung entgegenstehen, durch die sozialistische Presse die Gehirne beeinflussen zu können; wenn doch die Hoffnung berechtigt wäre, daß sich das Übel des Zeitungswesens durch Vergänglichkeit paralysiere. Gewiß dauert die Wirkung jeweils nur einen Tag, aber daß sich diese Vergänglichkeit an jedem Tag von neuem abspielt, sollte dabei keineswegs übersehen werden, im Gegenteil, die Kontinuität des Vorgangs dürfte die Wirkungslosigkeit geradezu zur Katastrophe steigern, die sich nur abschwächt, wenn eine Zeitung eingeht. Dem mir schon vor einem Vierteljahrhundert von der Arbeiter—Zeitung entgegengehaltenen Einwand, daß ich »die Bedeutung der Presse überschätze«, habe ich eben damals, im September 1900, mit dem Zitat meines großen Mitarbeiters Wilhelm Liebknecht geantwortet, dessen Beziehungen zur Fackel ich gelegentlich seines hundertsten Geburtstages in das Licht stellen werde, hinter das der dunkelste Vertreter der Zunft kürzlich seine Leser geführt hat:

Was ist die Presse? »Die Presse ist die sechste Großmacht«, sagen ihre Bewunderer. Wir sind nicht ihre Bewunderer und sagen: *Die Presse ist die erste Großmacht.* Die Presse ist die große Fabrik, welche die »öffentliche Meinung« anfertigt, und zugleich der Nürnberger Trichter, durch welchen die »öffentliche Meinung« in jeden einzelnen Schädel hineingeschüttet wird. Sie ist die Amme des Volkes, das sie mit dem Brei der von ihr zurechtgekochten Gedanken und Gefühle aufpäppelt. *Mächtiger als der konstitutionelle Fabelkönig, der nur regiert, aber nicht herrscht, führt die Presse ein unbeschränktes Zepter:* sie herrscht und regiert; und der stolzeste, volkverachtendste, freiheitsfeindlichste Despot erkennt ihre Gewalt an, beugt sich vor ihr. Aber wie übt die Presse ihre Macht aus? Im Interesse der Gesamtheit? Um das Volk zu bilden? Sucht sie die Schaden in Staat und Gesellschaft zu heilen? Ist sie die Rächerin des beleidigten Rechts? Reicht sie die Hand dem Unterdrückten? Erhebt sie das Schwert gegen den Unterdrücker? Nein, und nochmals nein! — —

Keine Niedertracht, welche die Presse nicht für Hochsinnigkeit auszugeben, kein Verbrechen, das sie nicht zu einer großherzigen Tat umzufälschen bereit wäre; kein Schurke, dem sie nicht den Lorbeer des Ruhmes oder den Eichenkranz der Bürgertugend aufs Haupt setzte, — wenn es ihr zweckdienlich erscheint. — — —

Was diese Presse gestern erhöhte, das zieht sie heute in den Staub; was sie gestern in den Staub zog, hebt sie heute zu den Sternen. Vor dem Abenteurer, den sie gestern mit Füßen trat, weil er ein verlorenes Spiel zu spielen schien, liegt sie heut', da Fortuna ihm gelächelt, anbetend auf den Knien, um morgen, hat die

launische Glücksgöttin ihm den Rücken gekehrt, ihr Eintagsidol wieder in den Kot zu zerren. — —

Wir nannten die Presse die erste Großmacht. Und mit Recht, denn *in ihr ist alle wirkliche Macht konzentriert*; auf ihr, weit mehr als auf dem stehenden Heere, beruht der moderne Klassenstaat: mit seiner ökonomischen Ausbeutung, seiner politischen Knechtung, seiner geistigen Verkrüppelung und Entmannung! Die stehenden Heere können in *einer* Schlacht durch einen gelungenen Handstreich zerbrochen werden. Die unsichtbaren Bande, welche die Presse um das Volk geschlungen hat und täglich schlingt, sind nicht so leicht zu zerreißen. Die Befreiung von diesem entsittlichenden, verdummenden Einfluß kann nur allmählich bewerkstelligt werden.

Aber selbst wenn ich danach die Bedeutung der Presse überschätzte, die Ungeheuerlichkeit, daß solche Macht von einem Budapester Kettenhändler ausgeübt werden kann, überschätze ich noch beiweitem nicht! Die sozialdemokratische Partei denkt in diesem Punkt besonnener:

Um aber auf den besagten Fall zurückzukommen, so sind wir über die neuartigen Methoden, die jenes Blatt in die Wiener Zeitungsitten, die ja immer recht bedenklich waren, eingeführt hat, nie im unklaren gewesen und haben diese Klarheit oft genug ausgesprochen; ziehen aber daraus den Schluß, daß es unerläßlich ist, der Zeitungskorruption an sich eben mit *gesetzgeberischen* Maßregeln zu begegnen. Wir sind durchaus für Gesetze, welche Erpressung und Bestechung im Zeitungswesen unmöglich machen; es wird unseren Bemühungen hoffentlich auch gelingen, diese so notwendigen Gesetze zur Beschließung zu bringen.

Ich will es hoffen, wenngleich ich im Gegensatz zur Arbeiter—Zeitung nicht der Meinung bin, daß sie diesen gesetzgeberischen Maßregeln oft genug und hinreichend klar publizistisch vorgearbeitet hat. Daß sie deren Notwendigkeit ehrlich fühlt, ging gewiß selbst aus dem Bemühen hervor, an meinem besondern Fall, der für das populäre Verständnis recht unzugänglich ist, die Schändlichkeit jener journalistischen Existenz darzutun. Aber mit allem Dank für solchen Versuch muß doch gesagt werden, daß meine Sache es nun einmal an sich hat, meine Sache zu sein, und daß die publizistischen Greuel jedes Tages, mit dem sie vergehen und entstehen, einen wirksameren Anhalt geboten hätten, die Gesetzesreform vorzubereiten. Das sage ich mit der stärksten Anerkennung eines Bestrebens, von dem ich leider bekennen muß, daß es sich nicht so ganz mit einem Parteiwillen zu decken scheint, daß ein Schuft nicht immer wieder auf die Vereinzelnung der Aversion hinweisen und sich mit einer Rückendeckung brüsten dürfte.

Wir verschließen uns auch nicht der Tatsache, daß die gegenwärtigen Gesetze zum Schutze der Ehre keineswegs ausreichen, wie wir es auch nie haben gelten lassen, daß in der Preßfreiheit der Schutz der Ehre — denn auch die Ehre ist ein kostbares Gut — seinen Platz nicht finden könne; nichts von dem, was notwendig ist, um von der Presse, soweit das in der kapitalistischen Gesellschaft überhaupt erreichbar, Korruption und Unmoral fernzuhalten, wird von uns verkannt.

Daß auch die Ehre ein kostbares Gut ist, wirkt in den Zeitläuften, da die Straße den Ausrufern gehört, fast wie eine Enthüllung. Gleichwohl fürchte ich, daß manches Hindernis vor dem Entschluß stehen wird, die Erkenntnis in die Tat umzusetzen. Gewiß die Schwierigkeit, die in der Nötigung liegt, um des

Begriffes der Reinheit willen auch die Bürgerwelt vor Schaden zu behüten. Zunächst aber die Gefahr, vor dem entscheidenden Schritt der Nötigung zu unterliegen, die von der Sphäre des Schmutzes selbst ausgeht und die immer wieder ein Nachlassen der publizistischen Energie erreicht hat.

So stehen wir dem leidenschaftlichen Kampfe, den Karl Kraus jetzt führt, weder gleichgültig noch neutral gegenüber, sondern führen den Kampf gegen die Preßkorruption, den die Sozialdemokratie nie vernachlässigt hat, selbständig weiter.

Der Respekt vor dem Manne, der es gewiß so ehrlich wie keiner gegen die Unehre meint, die über diese Stadt hereingebrochen ist, soll es mir ersparen, ihm die Momente vor Augen zu rücken, wo die meinen deutliche Anzeichen von Neutralität gewahren konnten. Die Gründe für diese Haltung liegen ganz gewiß weniger in dem Wunsch, etwas zu verbergen, als in der Raison der Unvernunft: selbst auf die Gefahr hin, daß solcher Anschein entstehe, die politische Hilfe eines Erpressers nicht zu verschmähen und die Wirkung seines Papiers anzuerkennen, zugleich in der Hoffnung, daß es nützen und in der Furcht, daß es schaden könnte. Die Langmut, mit der die sozialdemokratische Partei nicht nur das Wirken, sondern sogar das Wohlwollen eines Erpressers duldet, ist gewiß ein hinreichender Gegenbeweis gegen die sozialdemokratische Hoffnung auf die Wirkungslosigkeit bedruckten Papiers. Ein Grund für diese sonderbarste aller Tatsachen unseres öffentlichen Lebens ist freilich die folgende Erwägung:

Daß aber eine große Partei noch andere Sorgen hat, schwere und ernste, als es die sind, die das Interesse eines einzelnen Schriftstellers gefangennehmen, das ist wohl selbstverständlich, und wer das nicht erkennt, verkennt vollständig die Aufgaben einer proletarischen Partei, die dem Außenstehenden vielleicht gar nicht bewußt werden.

Gewiß hat die Polizei noch andere Sorgen als auf die Taschendiebe aufzupasen. Aber wäre es nicht Pflichtverletzung, wenn sie sie darum gewähren ließe? Und wäre die Unterlassung nicht vollends beschämend, wenn just ein Anführer der Zunft sie ermahnt hätte, daß sie noch andere Sorgen habe? Man erinnert sich, daß es Herr Bekessy war, der der Sozialdemokratie die Befassung mit den Hakenkreuzlern ans Herz gelegt hat, so oft das Parteiorgan den Versuch machte, seiner Wirksamkeit näher zu treten. Das Motiv der anderen Sorgen ist gewiß triftig, aber es ist auch von ihm! Er hat unter allen Wirbeln, durch die er einen strahlenden Leumund zu verdunkeln sucht, am liebsten die Taktik eingeschlagen, den Kampf gegen Erpressung als »literarische Eitelkeitsfragen« zu ernüchtern und der Partei, die noch andere Sorgen habe, angesichts der Wichtigkeit des Achtstundenproblems das Stundenproblem auszureden. Aber wenn selbst er in diesen Dingen Bescheid weiß, warum sollten ich und tausende ihrer Mitglieder, die mir zustimmen, die Aufgaben einer proletarischen Partei »vollständig verkennen«? Warum sollte ich, von dem nach dem letzten Weltfeiertag des Proletariats geschrieben wurde, daß »aus dem einzelnen Kämpfer ein Führer geworden ist«, nun ein einzelner Schriftsteller, ein Außenstehender sein? Weil ich bei aller Würdigung des Kampfs für den Mieterschutz finde, daß ein gewisser Mieter nicht zu schützen, sondern alles vorzukehren ist, um eine bestimmte Wohnung bald anzufordern? Weil ich meine, daß der Kampf gegen die bürgerliche Presse vor ihrem extremsten Beispiel nicht halt zu machen habe, wenn man sich doch nicht entschließen will, die 'Stunde' für ein Parteiblatt zu erklären? Weil ich die radikale Abgrenzung von Freiheit und Lumperei verlange? Weil ich es unerträglich finde, daß ein Parteimann, dem ich als einem der wenigen öffentlichen Menschen in dieser

Stadt Konsequenz zuerkannt habe, den Herrn Bekessy für einen prominenten Räuber hält und ihm ein Interview zukommen läßt? Weil ich sehe, daß die von mir durchaus gewürdigten Parteisorgen von der täglichen Befassung mit den Benedikt, Sieghart und Lippowitz keineswegs abgelenkt werden, aber die stündlichen Raubzüge ins Familienunglück ungestört bleiben? Zur Erklärung dieses Zwiespalts der Natur wird öfter dargelegt, daß dort ein kultureller Vorwand zu bekämpfen sei, aber hier die hüllenlose Verächtlichkeit sich selbst um den Kredit bringe. Ganz abgesehen davon, daß dieses Argument so trügerisch ist, wie hier und dort die Hoffnung auf die Vergänglichkeit des irdischen Papiers, so müßte man es doch wenigstens öfter aussprechen, anstatt der Verächtlichkeit den Kredit durch Gewährung von Interviews zu ersetzen. Das Hauptbedenken gegen ein radikales Eingreifen wurzelt aber vermutlich in der Genugtuung, daß hier eine Laus im Bürgerpelz arbeitet und daß die Erpressung mit Hilfe der Ehrabschneiderei sich naturgemäß vor allem an der Finanzwelt betätigt:

Wir verlangen Gesetze, die es jedem ermöglichen, sich gegen Erpressungen und Ehrabschneidereien, von wem Immer sie geschehen, zu wehren; auf der Wacht zu stehen, daß keinem der Repräsentanten der bürgerlichen Welt, an denen solche Blätter ihre Künste üben und die ja manchmal auch recht wurmstichig sind, ein Unrecht zugefügt werde, ist nicht unsere Pflicht. In Wahrheit ist die »Stunde« ein spezifisches Abfallsprodukt der bürgerlich—kapitalistischen Welt: wie sie diese outrierte Feschität amüsiert, so ist auch dieser Stolz auf Amoral und Unmoral Fleisch von ihrem Fleische. Das alles ist beileibe keine proletarische, ist in Wahrheit eine bourgeoise Angelegenheit, und die Einbrüche in das Gehege der bürgerlichen Ehrbarkeit abzuwehren, wäre eigentlich die Aufgabe derjenigen, die der sozialistischen Denk— und Gefühlsweise diese bürgerliche Ehrbarkeit immer stolz entgegenhalten ... Aber das alles nur eigentlich als Randbemerkung; an unserer Überzeugung, daß gegen die Preßkorruption ein Damm errichtet werden muß, wird wohl niemand zweifeln, und unsere Entschlossenheit, ihn zu errichten, wird jedem auch fühlbar werden.

Das wollen wir glauben und hoffen. Vorderhand sollten sich Sozialisten mit einem spezifischen Abfallsprodukt der bürgerlich—kapitalistischen Welt nicht in Interviews einlassen. Sodann wird alle Tatkraft aufzubieten sein, um, wenn knapp vor Einbringung des Gesetzes gegen Erpressung der stärkste Beweis für dessen Dringlichkeit erlebt werden sollte, eben deshalb zu handeln, statt eben deshalb zu unterlassen. Aber die gesetzgeberische Tat wäre schon im Keim verdorben, wenn der moralische Antrieb zu ihr von einer Parteinahme gegen die Kreise berührt wäre, die in ihrer geschäftlichen Wirksamkeit so gefährlich sein mögen wie der Erpresser, der ihr Privatleben bedroht, um von ihrem unsaubern Gewinn die Sporteln zu erbeuten. Gesetze gegen Erpressungen und Ehrabschneidereien, »von wem immer sie geschehen«? Gewiß, eine Protektion könnte es da nicht geben. Aber doch auch keine Benachteiligung der Verletzten, wer immer sie wären? Was soll damit gesagt sein, daß die Repräsentanten der bürgerlichen Welt »ja manchmal auch recht wurmstichig sind«? Sie sind es als soziale Faktoren vor einer sozialistischen Betrachtung doch ganz und gar, und der Wurmstich ihres Privatlebens hat niemanden zu bekümmern. Die Soziologie des Revolverjournalisten betont den Anspruch, durch die Familiengeheimnisse ins Kontor zu gelangen, und dies wäre selbst dann verwerflich, wenn er dort nicht einzig den Lohn für Diskretion suchte.



Es wäre ganz undenkbar, zu einer gesetzlichen Festlegung des Reinheitsbegriffes zu kommen, wenn man nicht den moralischen Grundsatz anerkennt, daß Ehebruch, Onanie und Homosexualität aus der Finanzkritik zu verschwinden haben und kein Pfand in der Hand des Erpressers bilden dürfen. Aus dem Umstand, daß die besitzlosen Klassen die sexuelle Enthüllung weniger zu fürchten haben, darf sich keineswegs eine lauere Beurteilung der Gefahr ergeben und ein sozialistischer Staat hätte das Nachsehen, wenn ihm der Herr Bekessy in der Expropriation der Expropriateure zugekommen wäre, weil er von ihnen gewußt hat, daß sie auch ein Geschlechtsleben haben. Vielmehr hat schon der Gegenwartsstaat die Aufgabe, solange die Moralheuchelei die furchtbare Konkurrenz des Sittenpolizisten und des Erpressers begünstigt, wenigstens diesen unschädlich zu machen, und das entsprechende Gesetz muß selbst auf die Gefahr hin zustandekommen, daß es auch der kapitalistischen Gesellschaft Ruhe verschaffe vor einer Libertinage, die sich in kapitalistischer Absicht als Sittengericht verkleidet. Das Gesetz, das der Preßkorruption den Damm errichtet, hat gerade die Eigenschaft zu haben, die die Arbeiter—Zeitung der Preßfreiheit zuerkennt:

Was aber die Preßfreiheit betrifft, so ist es schon mit jeder Freiheit so, daß sie, wie die Sonne, Gerechte und Ungerechte bescheint. Ohne Zweifel bringt die Preßfreiheit auch Sumpfpflanzen zum Blühen; aber zu dem Grundsatz, daß die Freiheit nur für einige und Auserwählte gelten könnte, führt kein Weg. Es ist kein neues Erlebnis, daß jede Freiheit, insbesondere die Preßfreiheit zuerst, wie das Wort immer gelautet hat, die Zuchtlosigkeit entfesselt; trotzdem ist nur in der Freiheit die Kraft enthalten, die die schlechten Säfte abtötet. Auch der Satiriker bedarf der Freiheit, und wenn Kraus einmal die Möglichkeiten, die dem Ausdruck seiner Gedanken heute gegeben sind, mit denen vergleichen wollte, die ihm die Zensur übriggelassen hat, würde er das Festhalten an der errungenen Preßfreiheit nicht schelten können. Die gesetzgeberische Aufgabe ist also nicht, die Preßfreiheit einzuschränken oder zu beseitigen, sondern das Korrelat der Freiheit, die Reinheit der Presse, durch Gesetze sicherzustellen. Das fehlt der Demokratie heute; das muß sie aber leisten.

Und so schnell als möglich. Der Initiator des neuen Preßgesetzes, dessen Ergänzung durch ein neueres ihm mit Recht unerläßlich scheint, hat gesehen, daß der einzige Paragraph, der die Zeitungen unfreier machen sollte, indem er sie zur Kenntlichmachung bezahlter Notizen zwang — ein wahres Korn in der Spreu —, von ihnen verhöhnt wird. Er hat vor einiger Zeit der getäuschten Hoffnung echt liberalen Denkens den rührenden Ausdruck gegeben, das neue Preßgesetz habe »eben die Vorstellung gehabt, daß die Zeitungen und Journalisten anständiger und moralischer werden, je mehr ihnen an Freiheit verbürgt wird«. Sie sind fanatisch entschlossen, diese Vorstellung ad absurdum zu führen. Nicht nur vom Maulkorb der Zensur, sondern auch von der Leine der Verantwortung befreit, ohne Konfiskation und Zeugniszwang, können sie welches Verbrechen immer begehen, ohne daß dem Subjekt, das zu der lächerlichen Fiktion einer vernachlässigten Obsorge bestellt ist, mehr als ein paar Schilling auferlegt wird, so oft der verborgene Täter eine größere Portion Schillinge verdient hat. Es stellt sich heraus, daß man, achtzig Jahre nach Kierkegaard, ein Diebstahls Gesetz gemacht hat, um den Dieben die Freude am Beruf zu erhalten. Die Erkenntnis, daß die Preßfreiheit der Würgengel der Freiheit ist, hat im liberalen Denken keinen Raum, und es begibt sich da immer die alte Verwechslung der Gedankenfreiheit mit der Befug-

nis, jede Bäuberei, die im sonstigen Verkehr mit einer Mauschelle versorgt würde, an die große Glocke des Druckwesens zu hängen. Nein, der Satiriker bedarf solcher Freiheit durchaus nicht, er bedankt sich für sie, und er zieht die Zensur, die ihm die Waffe verfeinert hat, und selbst wenn sie sie ihm entwand, dem unerträglichen Druck der Preßfreiheit vor. Wohl, sie scheint wie die Sonne über Gerechte und Ungerechte, hat aber im Gegensatz zur Sonne die Eigenschaft, die Butter auf dem Kopf nicht zum Schmelzen zu bringen. Und wenn die Zensur den Gerechten wie den Ungerechten gleich gefährlich war, wie könnte solche Gefahr vor der Aufgabe einer befreiten Gegenwart stehen, nur noch den Ungerechten beizukommen? Was hätte Bevormundung mit Verantwortung zu schaffen? Warum sollte es nicht gelingen, das politische Meinungsrecht unberührt zu erhalten von der Bändigung der Kanaille? Mag die Freiheit nicht nur für Auserwählte gelten — ich wollte mit einem Bekessy doch lieber den Zwang gemeinsam haben! Die errungene Meinungsfreiheit, die der Staat nicht mehr gefährdet, erfreut sich ja trotzdem nicht vor jeder Macht der Achtung, die ihr gebührt, und die Preßfreiheit, die statt vom Staatsanwalt zuweilen noch vom Erpresser gehemmt wird, besteht meiner Erfahrung nach darin, daß über den Fall, wo einem von Sozialdemokraten die revolutionäre Überzeugung verübelt würde, von der bürgerlichen Presse schamlos gelogen werden darf. Und ist es die wahre Freiheit, daß selbst die Ehrlichen, die wohl wissen, daß einer recht hat, es ihm nicht geben können? Die Schande Wiens, daß hier ein Mensch öffentliche Meinung machen kann, dem in Budapest selbst für das Schieben mit Wurstwaren der Boden zu heiß wurde, die Schande, daß ein Individuum hier Politik und Kultur machen kann, dem in einer polizeilichen Urkunde nachgesagt ist, daß er für das Publizieren wie für das Verschweigen von Mitteilungen Honorar nehme, sie würde ein Ausnahmsgesetz erfordern: in der Erkenntnis, daß es doch »neuartige Methoden« sind, die hier in die Wiener Zeitungssitten eingeführt wurden, und wenn man schon von einem Generalgesetz Gefahren für die Freiheit befürchtet. Fehlt zu jenem der Mut, so nehme ich die beim Wort, die sich auf die andere Art bemühen wollen. Und wenn sie es halten, so erlasse ich der Sozialdemokratie die publizistische Bürde der Sorgen, von denen sie mit Recht erkennt, daß sie das Interesse eines einzelnen Schriftstellers gefangennehmen. Und er mag auch der einzige bleiben, der diese Sorgen zum Ausdruck bringt. Es wird sich, fürchte ich, einmal ihre Wichtigkeit zeigen an der Größe der Scham einer Kulturstadt, die diesen Fall erlebt hat ohne dessen Schande zu erleben!

---

**Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus, Wien**  
**Druck von Jahoda & Siegel, Wien III., Hintere Zollamtsstraße 3**